Die schöne Gabriele.

Von

M. Auguste Maquet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Sechster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wo Crillon ungläubig wie Thomas war.

Dieses Getöse meldete dem Volke die Annäherung des neuen Herrschers, den ihm die Vorsehung so wunderbar erhalten hatte. Woher der von Liguisten und Edelleuten des Hauses Lothringen begleitete Zug kam, wußte man nicht, und ebensowenig hätte man sagen können, ob das mit jedem Augenblicke wachsende Gefolge aus Neugierigen oder Anhängern bestand. Das stumme oder nur leise geäußerte Erstaunen der Menge und das tiefe Schweigen der Edelleute stach seltsam ab gegen den lauten Schmerz und die stürmischen Bewegungen der Leute, die zum ersten Male den Tod des Königs erfuhren.

Mitten in dem Zuge ritt La Ramée, dessen ungewöhnlich blasses Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen Carls IX. hatte. Seine Anhänger hatten ihm Kleider gegeben, welche diese Aehnlichkeit noch auffallender machten, und trotz der Mode führten sie ihn dem Volke im langen, knappen Wamms, in der gefalteten Halskrause und dem Federnbarret des Urhebers der Bartholomäusnacht vor.

Einige unter der Menge vertheilte Sendlinge sprachen laut von der Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater; und mitten unter dem abergläubischen Pöbel, in welchem noch der

religiöse Fanatismus gährte, erhielt der neue Prätendent bereits einige Gunstbezeigungen in seiner Eigenschaft als Erbe eines Fürsten, der auf die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich bedacht gewesen war.

La Ramée nahm seinen Weg über den Grèveplatz in die Rue de la Coutellerie, wo die Zauberin wohnte, die ihn berückt hatte. Die Freude über den unverhofften Erfolg machte seine Leidenschaft noch glühender.

Das Volk strömte aus allen Theilen der Stadt herbei, und La Ramée richtete seine flammenden Blicke schon auf das Haus Henriettens, die er auf dem Balcon zu sehen erwartete. Endlich sah er sie; sie bemerkte ihn auch. Marie Touchet, Vater Entragues und der Graf d'Auvergne erkannten den blassen, schweigsamen Reiter. La Ramée frohlockte, als er ihr Erstaunen, ihre zum Himmel erhobenen Arme bemerkte; alle seine Leiden und Drangsale waren vergessen. Noch wenige Minuten und er konnte unter Henriettens Fenster seyn, und der gestern verschmähte Freier konnte von ihr als König begrüßt werden.

Aber während La Ramée mit seiner Escorte in die Rue de la Coutellerie kam, entstand eine starke Bewegung in entgegengesetzter Richtung, nemlich von dem andern Ende der Straße. Dort wurde der Zug durch eine dichtgedrängte Volksmenge aufgehalten. Mitten in dieser Schaar bemerkte man einen laut redenden, lebhaft gesticulirenden Reiter, der seine Zuhörer durch Wort und Blick und Geberde elektrisirte. Dieser Reiter war Crillon, der aus dem Louvre zum Châtelet geeilt war, um Esperance zu befreien, und nun den Gouverneur suchte, den er nicht gefunden hatte. Aber unterwegs hatte der brave Chevalier die bestürzten jammernden Bürgersleute gesehen, welche durch die Straßen liefen, und

auf allen Seiten hatte er den Schreckensruf gehört: Der König ist todt!

Niemand zweifelte an der Wahrheit dieser Trauerbotschaft; nur Crillon mochte nicht daran glauben. »Es ist unmöglich!« dachte er, als die erste Bestürzung vorüber war; »ich habe ja den König soeben erst verlassen, und er war voll Gesundheit und Lebenskraft; es ist unmöglich!«

Crillon bemerkte nicht, daß er seine Gedanken laut aussprach, und daß sich eine Gruppe von Bürgersleuten um ihn bildete. Alle betrachteten mit Ehrerbietung und Theilnahme das in ganz Paris bekannte ehrwürdige Antlitz des alten Kriegers. Er bemerkte auch nicht, daß ihm der Wind den Hut vom Kopf gerissen hatte.

Eine weinende Frau trat auf den Chevalier zu, legte die Hand auf den Sattelknopf und sagte: »Ach! Herr von Crillon, es ist nur zu wahr: unser guter König ist todt!«

»Wer hat das gesagt?« stammelte Crillon, der noch ganz bestürzt war.

»Sehen Sie hier meinen Mann und meinen Sohn, die im Dienste des Herrn von Ragny stehen.«

Sie deutete auf zwei Männer, deren rothgeweinte Augen die Trauerkunde bestätigten.

»Sie haben gesehen wie der gute König von dem Dolche des Meuchlers getroffen wurde.«

»Aber ich habe den König erst vor einer halben Stunde verlassen.«

»Vor einer Viertelstunde,« entgegnete die Frau, »hat ein Schüler den König im Louvre erdolcht.«

»Ich war mit meinem Herrn am Ende der Gallerie,« sagte der eine der beiden Männer; »ich sah Se. Majestät fallen und forttragen. Sehen Sie, ich habe mein Schnupf-

tuch in das Blut getaucht, das auf dem Fußboden geflossen war.«

Er zeigte einen großen Blutfleck in seinem Schnupftuch.

»Blut von unserm guten Könige!« klagten die Umstehenden, deren Thränen von neuem flossen. »Was soll aus uns werden?«

Crillon erblaßte; zwei Thränen rollten über seine gebräunten Wangen.

»Ach! armer Sire!« stammelte er; »theurer, unglücklicher Freund! ich muß ihn noch sehen.«

Bei diesen Worten wandte der Chevalier sein Pferd, um sich wieder ins Louvre zu begeben.

»Und man ist schon auf einen Nachfolger bedacht,« sagte ein Bürgersmann.

»Als ob das möglich wäre!« setzte ein Anderer hinzu.

Crillon kehrte um, als er diese Worte hörte.

»Was für einen Nachfolger?« fragte er.

»Hören Sie das Getümmel und Geschrei, gnädiger Herr?« fragte eine Frau.

»Ja wohl . . .«

»Das bedeutet die Ankunft des neuen Königs, der sich ins Parlament begibt.«

»Was für ein König?«

»Der Sohn Carls IX.«

»Was höre ich?« sagte der Chevalier, der sich von der ersten Bestürzung noch nicht erholt hatte. »Was! der Graf d'Auvergne wird zum König ausgerufen?«

»O nein, gnädiger Herr; der Graf d'Auvergne ist ein Bastard, der Andere hingegen ist der wirkliche Sohn der Königin Elisabeth, den die Herzogin von Montpensier versteckt gehalten hat.«

»Oho! Kinder, Ihr faselt,« erwiederte Crillon; »Euer Thronfolger weckt in mir gelinde Zweifel an dem Tode unsers Königs.«

»Sehen Sie nur . . . dort am Ende der Straße; sehen Sie nur das Gedränge . . . er kommt!«

»Das möchte ich doch sehen . . . und um besser zu sehen, will ich ihm entgegenreiten.«

Crillon nahm nun seinen Weg durch die Rue de la Coutellerie, in welcher am andern Ende bereits der Zug erschien.

Crillon konnte noch nichts sehen, aber er hegte schon Zweifel; sein Löwenmuth, der durch die Schreckenskunde einen Augenblick erschüttert worden war, bekam wieder die Oberhand.

»Freunde,« sagte er zu denen, die neben seinem Pferde gingen, »man sagt, der König sey todt, aber ich weiß nichts davon. Man hat mir sein Blut gezeigt; ich habe sehr viel Blut vergossen, und Ihr sehet, daß ich noch lebe. Harnibieu! ich habe eine Ahnung, daß der gute König, mein theurer Freund, nicht todt ist; seine Seele wäre mir vor dem Scheiden gewiß erschienen, um mir Lebewohl zu sagen. Nein, Kinder, es kann nicht wahr seyn! Der König ist nicht todt!«

Crillon war ungemein populär; seine Worte machten einen lebhaften Eindruck auf die Menge, die sich immer dichter um ihn drängte.

»Nein,« setzte der Chevalier hinzu, »so lange ich den König, den ich vor einer Stunde noch in meinen Armen hielt, nicht als Leiche gesehen, so lange ich mich nicht überzeugt habe, daß das Feuer seiner Augen erloschen, daß sein Mund verstummt ist, bleibe ich bei meiner Behauptung; der König lebt, Freunde, und ich kenne keinen andern Kö-

nig als ihn . . . Inzwischen wollen wir doch den andern in Augenschein nehmen.«

»Wir wollen Crillon folgen! Es lebe Crillon!« wiederholte die Volksmenge, welche Mann und Roß in der engen Gasse aufhob und langsam dem Zuge des Prätendenten entgegenwogte.

Bald stießen die beiden Schaaren auf einander. Die feuersprühenden Augen Crillon's suchten und fanden sogleich den Triumphator mitten unter den Seinen, die schon riefen: »Es lebe der König, der Sohn Carls IX.!«

»Harnibieu!« rief der Chevalier, der sich im Steigbügel hob, mit einer Donnerstimme, »wer wagt es einen andern König auszurufen, als Heinrich IV., unsern Souverän?«

Tiefe Stille folgte diesen Donnerworten. La Ramée bebte wie der Schakal, der den Löwen brüllen hört. Aber er war unter Henriettens Balcon; sie sah ihn und er würde Himmel und Hölle getrotzt haben.

»Ich bin der Sohn Carls IX.,« sagte er mit seiner kreischenden Stimme. »Ich bin König, denn der König ist todt.«

Die ihm folgende Menge jubelte ihm Beifall zu.

»Das ist also euer König?« rief der Chevalier mit furchtbarem Hohn. »Ich kenne ihn, den tapfern Streiter der Ligue . . . Und Ihr Tröpfe laßt Euch von diesem Narren bethören und rufet ihn als König aus! . . . Warte nur; Crillon ist allein, aber er wird Dir zeigen, wie man mit Betrügern deines Gelichters verfährt. Folget mir, Kinder, im Namen unsers Herrn! Und Ihr Verräther oder Einfaltspinsel, die Ihr Euch um euren Schattenkönig geschaart habt, kommt hervor und ziehet vom Leder! . . . Harnibieu! es lebe Heinrich IV.!«

Bei diesen Worten zog Crillon seinen Degen und spornte sein Pferd; aber die Straße war so mit Menschen angefüllt, daß er nicht von der Stelle konnte.

Weiber und Kinder flüchteten sich in die Häuser. La Ramée zog muthig seinen Degen; aber einige seiner Anhänger, die sich schnell verabredet hatten, faßten sein Pferd beim Zügel und führten es zurück, um dem Prätendenten das Leben zu retten oder um durch einen Zusammenstoß, der ein schlimmes Ende nehmen konnte, seine neue Würde nicht zu compromittiren; denn viele Bürgersleute hatten sich eilends bewaffnet und um Crillon geschaart. Die mit Eisen beschlagenen Stöcke, die Hellebarden, die Musketen begannen in der Straße zu blinken. Ein Kampf war kaum zu vermeiden.

»Aber, gnädiger Herr,« sagte man zu dem Chevalier, »wenn der König wirklich todt ist, muß er doch einen Nachfolger haben.«

»Harnibieu! dieser soll's nicht seyn! Sehet nur wie seine Spießgesellen Reißaus nehmen! Seine Armee schmilzt zusammen, wie der Schnee in der Sonne. Und er . . . wo ist er geblieben? wohin führt man ihn? Vermuthlich versteckt man ihn in einem Keller! . . . Verdammt, daß die Straße so voll Menschen ist! . . . Ja, der Hasenfuß hat sich in ein Haus geflüchtet . . . Und ich kann ihm nicht nach!«

Die Familie Entragues hatte nach kurzer Berathung die Ueberzeugung gewonnen, daß der König wirklich todt sey, denn der Graf d'Auvergne hatte ihn ja fallen sehen; La Ramée verdiente daher immerhin einige Beachtung, und die Klugheit gebot, ihm eine Zuflucht zu gewähren, um ihn gegen den tollen Angriff Crillon's zu schützen. Marie Touchet hatte diesen genialen Gedanken gehabt; Vater d'En-

tragues und d'Auvergne stimmten ihr bei, und sobald sie Crillon erblickten, verließen sie den Balcon, um nicht bemerkt oder compromittirt zu werden.

In Folge dieser Berathung ließ d'Entragues den Anhängern La Ramée's anzeigen, daß man ihm in einem nahen Hause eine Zuflucht anbiete. Dieses Anerbieten wurde natürlich sehr bereitwillig angenommen: La Ramée wußte, daß er den Grafen d'Entragues und Henriette im Hause finden werde.

So verschwand der Erbe Carls IX. aus den Augen Crillon's, der mit seiner ganzen Schaar vor das verwünschte Haus rückte.

La Ramée, der im Hôtel d'Entragues für den Augenblick geborgen war, hörte indessen die Thüren unter den Streichen der Belagerer erdröhnen. Von seinen Freunden geführt, kam er, ohne es zu merken, in den letzten Hof, in die Nähe der Maueröffnung, die man Abends vorher gemacht hatte, um die Soldaten einzulassen, die ihn gefangen nehmen oder sogar umbringen sollten. Das so oft launenhafte Geschick bot ihm heute die gestern gestellte Falle als Rettungsmittel.

Aber La Ramée wollte der Tochter vom Hause sowohl seine gestrige Abwesenheit als auch seine gegenwärtige Lage erklären. Er fand keine Zeit dazu, denn er wurde von den ihn bewachenden Edelleuten gedrängt. Diese stellten ihm vor, wie wenig man sich auf die Stimmung des Volkes verlassen könne und wie gefährlich es sey, in einem Hause zu verweilen, das in zehn Minuten erstürmt werden könne. Die Leute des Hôtels erklärten ihm, er werde die Familie, die ihm eine Zuflucht geboten, durch sein Bleiben ins Verderben stürzen.

»Crillon nimmt keine Rücksichten,« sagte man, »und die Volksmenge, die seinen blinden Zorn theilt, wird das Haus plündern und die Bewohner morden.«

Aber La Ramée wollte keinen Vorstellungen Gehör geben; er rief den Grafen d'Entragues, er ließ sich weder durch das Krachen der allmälig nachgebenden Thürangeln noch durch die Donnerstimme des Chevalier von Crillon einschüchtern. Er wollte bleiben oder sterben, bis er Henriette gesehen.

Endlich erschien sie bleich und zitternd; sie faßte den unschlüssigen jungen Mann bei der Hand und zog ihn zu der durch eine Tapetenwand verborgenen Bresche.

»Drüben,« sagte sie, »ist ein Garten, dann kommt ein Hof, dann die Rue de la Vannerie. Gehen Sie, . . . gehen Sie, und vergessen Sie, daß Sie einem Mädchen, welches Sie ins Verderben stürzen wollten, Ihre Rettung verdanken.«

»Gut!« erwiederte er; »ich werde diesen Dienst bezahlen, ich will ihn mit einer Krone belohnen. Den Ausweg, den Sie mir bieten, Henriette, nehme ich an, weil es der kürzeste Weg zum Parlament ist. Dort erwarten mich meine Freunde, meine Unterthanen.«

»Eine Krone!« dachte Henriette, durch dieses Zauberwort elektrisirt. »Die Wahrsagerin hat sie mir prophezeit. Warum sollte ich sie nicht so gut von La Ramée, wie von Heinrich IV. erhalten? — Adieu, Prinz,« rief sie ihm zu; »auf Wiedersehen!«

»Tausend Dank!« sagte er entzückt, indem er ihr die Hände drückte.

Der Unglückliche! er war besser als seine Mitschuldige, denn er heuchelte kein Gefühl, das ihm fremd war.

Nachdem La Ramée entkommen war, hatte sich die Familie d'Entragues bei Crillon zu rechtfertigen. Vater d'Entragues erschien an einem vergitterten Fenster des Erdgeschosses und rief den Chevalier.

Crillon sprengte sogleich herbei.

»Ah! mordieu!« rief er, als er den Grafen d'Entragues sah, »ich hätte es denken können. Es ist Verrath im Spiel, denn Sie sind ja hier.«

»Herr Chevalier,« sagte der schlaue Cavalier, »verlieren Sie keine Zeit mit Schmähungen; man ist gegen unsern Willen ins Haus gedrungen. Die Begleiter des Prätendenten haben die Thüren erbrochen und die Mauern erstiegen; sie haben eine Oeffnung in die Mauer gebrochen, um ihren Herrn entfliehen zu lassen. Beeilen Sie sich, sonst sind wir verloren!«

Plötzlich entstand gegen den Grèveplatz hin ein lautes Geschrei. Crillon fürchtete, man falle seiner Schaar in den Rücken, und ritt zurück, um dem heranstürmenden neuen Volkshaufen die Spitze zu bieten.

»Es lebe der König!« jubelte die Menge.

Man sah nun vom Grèveplatz her eine Kutsche kommen, deren Vorhänge aufgezogen waren, so daß das Innere sichtbar war. Vier Pferde zogen im Schritt die schwerfällige Maschine, die von französischen und schweizerischen Gardisten, von Pagen, Edelleuten und Offizieren umgeben war. In der Kutsche saß Heinrich IV. mit unbedecktem Haupt, in schwarzer Kleidung, mit dem blauen Ordensbande. Sein Gesicht war blaß, aber er lächelte, trotz der aufgeschlitzten Lippe, welche die Wundärzte zusammengenäht und verbunden hatten. Er winkte dem Volke zu, das sich jubelnd von allen Seiten herbeidrängte.

Crillon ritt dem Wagen mit unaussprechlicher Freude entgegen. »Ich sagte es Euch ja!« rief er frohlockend den bewaffneten Bürgern zu. »Ihr sehet, daß er nicht todt ist!«

Dieses Schauspiel, wie ergreifend und überraschend es auch war, blieb indeß weit hinter dem Auftritt zurück, den ein aufmerksamer Beobachter auf dem Balcon des Hôtel d'Entragues gefunden haben würde. Bei dem Anblick des wieder auferstandenen Königs, des wahren Trägers der Krone, fielen Marie Touchet und ihr Gatte fast in Ohnmacht. Der Graf d'Auvergne eilte die Stufen hinab, um Heinrich IV. zu begrüßen. Henriette schrie laut auf und sank mit theatralischer Haltung in die Arme ihres Vaters.

»Meine Tochter wird vor Freude sterben!« rief der Vater so laut, daß man es auf der Straße hörte. »Es lebe der König!«

Heinrich IV., der eben vorüberfuhr, sah und hörte Alles; er grüßte freundlich zum Balcon hinauf, trotz der mißbilligenden Worte Crillon's, der sich dem Zuge angeschlossen hatte.

II.

Wo der König einschläft und Gabriele wacht.

Als Heinrich IV. nach dieser Fahrt, welche die ganze Stadt beruhigt und seine Feinde in Schrecken gesetzt hatte, wieder im Louvre eintraf, erwartete ihn Sully mit den vornehmsten Mitgliedern des Staatsrathes, und bald erschien auch der Genovefaner, der ebenfalls einen Gang durch die Stadt gemacht hatte und nun bescheiden hinter einer Tapetenwand stehen blieb.

Der König, der etwas leidend war, warf dem Mönche nach Gascognerart eine Kußhand zu: ein schweigender Gruß den nur sie verstanden. Es war der geheimnißvolle Lohn für den hochwichtigen Dienst, den ihm der unsichtbare Freund geleistet.

Sully ging seinem Souverän frohlockend und freudestrahlend entgegen und bot ihm seinen Arm. Zugleich eilte Gabriele herbei und bot ihm den Arm zur Stütze, die Stirn zum Kuß.

Auch Crillon fand sich bald ein und sagte mit dem ihm eignen feinen Tact:

»Mich dünkt, es wird etwas für uns zu thun geben.«

»Ja Freunde,« unterbrach ihn der König, »aber Ihr sehet, das Sprechen wird mir so schwer, und die Aerzte haben mir so streng das Stillschweigen geboten, daß ihr errathen müßt was zu thun ist.«

»Wir werden es errathen!« erwiederte Sully. »Vor Allem wollen wir uns Glück wünschen, daß diese Fahrt, die ich vorgeschlagen, einen so günstigen Erfolg gehabt hat.«

Heinrich IV. sah den Mönch an, der ihm schweigend zulächelte, und antwortete:

»Vor Allem freuen Sie sich über den guten Rath, den mir der ehrwürdige Bruder gegeben hat. Ohne diesen glücklichen Gedanken würde der Anschlag des falschen Valois nicht zum Ausbruch gekommen seyn.«

»Das ist wahr, Harnibieu!« sagte der Chevalier von Crillon. »Aber wo ist er denn, der brave Genovefaner? Wir müssen ihm doch danken. Ich habe Freunde im Kloster zu Bezons.«

Heinrich deutete mit dem Finger auf den Klosterbruder, der sich wie immer bescheiden zurückzog. Aber Crillon suchte

ihn in seinem dunkeln Winkel auf und rief freudig überrascht:

»Ei! das ist ja mein braver Gevatter von der Pont-Neuve! mein lieber Bruder Robert! . . . O, wir sind in guten Händen; und wenn er dem König einige Tropfen von seinem Wunderbalsam leiht, so wird der König morgen schon viel, übermorgen sogar zu viel reden . . . Wir wollen ihm danken, nicht wahr, Herr von Sully?«

»Danken Sie mir nicht zu viel,« erwiederte der Mönch, »denn ich weiß keine schönen Worte zu machen.«

»Was gibt's?« stammelte der König, dem Gabriele ihre weiche Hand vor den Mund hielt.

»Unser Bruder Genovefaner ist noch nicht zufrieden,« sagte Sully etwas unmuthig; »wir haben doch seinen Rath, seine Befehle befolgt. Er hat heute das Königreich Frankreich regiert. Heinrich IV. hat heute beinahe Heinrich III. geheißen.«

»Unter Heinrich III.,« erwiederte Bruder Robert kalt und ernst, »war man ziemlich gescheid, und wenn sich der König von Mönchen einen guten Rath geben ließ, so fand er wenigstens Diener, die den erhaltenen Befehl klug und pünktlich vollzogen!«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Minister betroffen, denn die Anspielung war so deutlich, daß er nicht umhin konnte, darauf zu antworten.

»Ich will damit sagen,« antwortete der Mönch, indem er Rosny scharf ansah, »daß Se. Majestät die Befolgung meiner Anordnungen befohlen hatte; es ist aber nicht geschehen.«

»Oho! Messire Genovefaner, die Macht hat Euch berauscht. Ich möchte doch wissen, welche eurer Anordnungen

ich nicht vollzogen hätte. Ihr verlangtet, daß der kleine Meuchler Châtel verschont werde: es ist geschehen, und er sitzt im Fort-l'Evêque; Ihr verlangtet, daß der König für todt ausgegeben werde und man hat ihn für todt gehalten; daß er sich öffentlich zeige und er hat sich gezeigt. Was verlanget Ihr sonst noch?«

»Ich wollte,« erwiederte Bruder Robert, »daß die von den Feinden des Königs gegrabene Mine völlig aufgedeckt werde, daß seine Feinde überführt würden.«

»Sind sie es denn nicht? Ist es denn nicht erwiesen, daß sich der Verräther La Ramée für einen Valois ausgegeben und gegen den Staat conspirirt hat?«

»Wo ist er denn?«

»Man sucht ihn.«

»Wo sind seine Mitschuldigen? Wo sind die Anstifter des Complottes?«

»Nur Geduld, Messire Genovefaner, die Herren vom Parlament werden schon nachforschen, und man wird Euch antworten.«

»Aber die Nachforschungen wären beendet, Herr von Rosny, wenn Sie gethan hätten, was ich dem Könige vorschlug. Hätten Sie das Hôtel der Herzogin von Montpensier besetzen lassen . . .«

»Es war leer.«

»Ja, als Sie sich entschlossen, Ihre höflichen, süß lispelnden Junker hinzuschicken! Die Herren, welche sich den Thürhütern mit gebührendem Respect näherten, erhielten zur Antwort, die Herzogin sey auf ihren Gütern.«

»Ja wohl.«

»Sie hätten Herrn von Crillon mit hundert Gardisten hinschicken sollen. Das ganze Hôtel hätte mit Säbeln und

Musketen umstellt werden müssen; man hätte in die Fenster steigen, die Thüren erbrechen, in die Keller hinabsteigen sollen: dann würde man die Dame mit ihren Papieren und ihren Helfershelfern in einem Alcoven versteckt gefunden haben. Aber während man leise an ihre Thür klopfte, hat sie sich durch geheime Ausgänge geflüchtet; sie ist nun nicht zu überführen, und bald wird sie aus der Provinz eintreffen mit Staub bedeckt und mit Eiszapfen am Bart, denn die edle Dame hat einen Bart, und auf Ihre Anklage wird sie antworten, man halte sie für eine Andere. Unter Heinrich III. wäre so etwas nicht vorgefallen; ich berufe mich auf Herrn von Crillon, der die Ehre hatte, diesem Fürsten zu dienen.«

»Harnibieu!« sagte der Chevalier auffahrend, »Alles was der ehrwürdige Bruder sagt, ist vollkommen wahr. Wir haben eine Dummheit begangen, Herr von Rosny! Der König kann freilich nicht sprechen, aber er lacht ins Fäustchen. Ja, ja, das haben wir schlecht gemacht.«

»Ich kann Ihnen nicht Recht geben, Herr Chevalier,« erwiederte Rosny; »ich werde wenigstens warten . . .«

»Sie werden nicht lange zu warten haben,« sagte der Mönch.

Er hatte Recht; der wachhabende Capitän erschien und meldete, daß die Herzogin von Montpensier eben angekommen sey, und Seiner Majestät ihre Aufwartung zu machen wünsche.

Rosny erröthete, Crillon klatschte in die Hände, der Mönch sagte kein Wort.

»Ach! lieber Rosny,« sagte der König leise zu seinem Minister, »Bruder Robert kennt die Herzogin . . . Sie soll hereinkommen! Du bleibst, Crillon.«

Der Mönch verneigte sich und entfernte sich durch eine Seitenthür. Gabriele folgte ihm.

»Unerhörte Frechheit!« murrte Crillon. »Ich bin begierig, wie sie ihren Valois vor einem Bourbon erklären wird.«

»O! sie wird ihn schon zu erklären wissen,« erwiederte Heinrich. »Zum Glück darf ich ni cht reden. Rosny, Sie sind ein Demosthenes, Sie werden für mich das Wort nehmen.«

»Ich werde mich revanchiren,« dachte Rosny, indem er sich räusperte.

Man meldete die Herzogin von Montpensier.

Bruder Robert hatte sich nicht geirrt. Die Dame war mit dem feinen Staube bedeckt, der bei starker Kälte auf den Landstraßen aufsteigt. Die versprochenen Eiszapfen waren vermuthlich in dem Feuer ihrer Augen geschmolzen. Als sie rasch durch die lange Gallerie ging, zogen sich die bravsten Cavaliere zurück, wie vor einer verpesteten Luft. Aber sie schien diese Zeichen der Verachtung und Scheu nicht zu beachten, und setzte unbekümmert ihren Weg fort. Selbst der König konnte sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren, als die Thürvorhänge seines Cabinets hinter der Herzogin geschlossen wurden.

»Es ist also wirklich wahr, Sire?« rief sie ihm von weitem zu, »Ew. Majestät sind in großer Gefahr gewesen?«

Heinrich IV. deutete auf den schwarzen Taffet, der seine Wunde bedeckte.

»Reden Sie nicht!« setzte sie hinzu; »schonen Sie sich, Sire! . . . O, der entsetzliche Mordanfall!«

»Zeiget das Messer,« flüsterte der König seinen Dienern zu.

Sully nahm es, trat auf die Herzogin zu, zeigte ihr die Mordwaffe Châtel's und sagte:

»Dies ist das Messer.«

»Es hat große Aehnlichkeit mit dem Messer, dessen sich Jacques Clément bediente,« sagte Crillon, dessen feuersprühender, herausfordernder Blick noch deutlicher sprach als die Stimme.

Die Herzogin wollte auch diesem Blick trotzen, doch vergebens; sie schlug die Augen nieder und sah das ruhige, spöttische Antlitz des Königs.

»Madame,« sagte Rosny, »ich werde die Ehre haben, für den König das Wort zu nehmen, denn die Aerzte haben Sr. Majestät das Sprechen untersagt. Ich war schon im Begriff, zu Ihnen zu schicken.«

Heinrich IV. gab einen Wink; man brachte der Herzogin ein Tabouret.

Sie schien durch die letzten Worte gar nicht unangenehm berührt zu werden.

»Viel Ehre für mich, Herr von Rosny,« sagte sie; »aber vor Allem erzählen Sie mir die nähern Umstände des traurigen Ereignisses.«

»Die nähern Umstände sind Ihnen nicht bekannt?«

»Unterwegs habe ich hier und da wohl einige Worte gehört; aber es waren nur Gerüchte.«

»Madame, Sie kennen den Meuchler.«

»Ich! . . .«

»Allerdings; er war ja sechs Monate Ihr Vertrauter.«

Die Herzogin runzelte die Stirn. »Sie meinen wahr-

scheinlich, daß ich von dem kleinen Châtel Stoffe gekauft habe?«

»Alle Tage.«

»Es scheint fast, Herr von Rosny, daß Sie mich ins Verhör nehmen wollen?«

»Allerdings, Madame, und ich glaube, daß Se. Majestät mit mir übereinstimmt.«

Die Herzogin sah Heinrich IV. erblassend an. Der König sagte kaum vernehmbar:

»Es muß seyn, Cousine; S'e müssen uns zur Enthüllung des Complottes behilflich seyn.«

»O, wenn das ist,« erwiederte die Herzogin, »so bin ich bereit, alle möglichen Verhöre zu bestehen. Wir sprachen von dem kleinen Châtel . . .«

»Der sechs Monate beständig in Ihrer nächsten Umgebung gewesen ist,« setzte Rosny hinzu.

»Den ich aber vor einem Jahre fortschickte.«

»Um ihn bei den Jesuiten unterzubringen?«

»Ich glaube, ja. Habe ich Unrecht daran gethan?«

»Vielleicht, Madame; denn man sagt, Châtel gestehe schon manche Dinge, die für die Jesuiten sehr compromittirend seyn sollen . . . Doch es wird besser seyn, diesen Châtel eine Weile aus dem Spiele zu lassen; man wird ihm schon den Mund zu öffnen wissen. Sprechen wir jetzt lieber von seinem Mitschuldigen.«

»Hat er denn einen Mitschuldigen?«

»Ja, den angeblichen Valois.«

»La Ramée, nicht wahr?«

»Sie wissen schon?«

»Ja, man hat mir den Spaß erzählt.«

»Harnibieu! Sie nennen das einen Spaß, Frau Her-

zogin!« sagte der Chevalier, der sich nicht länger zu halten vermochte. »Ein Spaß, der den Einen auf den Scheiterhaufen und den Andern auf's Rad bringt — ohne die Köpfe zu rechnen, die bei dieser Gelegenheit fallen mögen.«

»Herr von Crillon,« sagte die Herzogin, welche jetzt den Blick ihres biedern Gegners aushielt, »ich bin hieher gekommen, um mit Sr. Majestät zu sprechen. Herr von Rosny nimmt hier für den König das Wort; aber mit Ihnen rede ich nicht, und ersuche Sie, mich nicht dazu zu zwingen.«

»O! o!« antwortete Crillon mit bitterer Ironie, »Ihr Herr Bruder, der Herzog von Guise, war nicht immer freundlich gegen mich, aber er war doch immer höflich. Aber Mordieu! da Sie es nicht wollen, so rede ich nichts mehr mit Ihnen. Ich schweige . . . und höre zu.«

Heinrich IV. winkte den Chevalier zu sich, und lehnte sich vertraulich auf seine Schulter.

»Der König,« sagte die Herzogin aufstehend, »ist dieses Geredes gewiß überdrüssig, und unsere Unterredung . . .«

»Kann ihm manche erwünschte Aufklärung geben,« fiel ihr Sully ins Wort, indem er sie mit galantem Anstande zurückhielt. »Sie hatten also von dem Verbrechen des Betrügers gehört?«

»Ja, man hat mir Alles erzählt.«

»La Ramée stand auch in Ihren Diensten?«

»Ich kann's nicht läugnen.«

»Das ist sehr fatal, Madame. Es ist in der That ein sonderbares Zusammentreffen: zwei Personen haben Attentate gegen den König begangen, die eine gegen das Leben

Sr. Majestät, die andere gegen den Thron . . . und Beide standen Ihnen sehr nahe.«

»Nicht wahr, Cousine, das ist sonderbar?« sagte der König.

»Es ist sehr beklagenswerth, Sire!«

»Es muß höchst peinlich für Sie seyn.«

»Ich werde krank darüber werden.«

»Und ich bin kaum mit dem Leben davon gekommen,« entgegnete Heinrich IV., der seine muthwillige Laune nicht zu bezähmen vermochte.

»Sire! . . . still!« rief Crillon gebieterisch.

»Madame,« sagte Sully, »Sie werden auf jeden Fall in den Prozeß, der aus diesen Ereignissen hervorgeht, verwickelt werden.«

»Herr von Rosny!« sagte die stolze Lothringerin auffahrend.

»Als Zeuge, Madame. Sie werden daher so gütig seyn, Sr. Majestät zu sagen was Sie wissen.«

»Ich bin bereit.«

»Wer hat den angeblichen Valois erfunden?«

»Er hat sich selbst erfunden, wie ich vermuthe. Die Richter werden ihn schon darum fragen.«

»Harnibieu!« rief der Chevalier, »sie weiß es recht gut . . . Verzeihen Sie, Sire, ich schweige.«

»Herr von Crillon meinte, Madame, daß der Betrüger entwischt ist.«

»So!« erwiederte sie unbefangen. »Aber man wird ihn gewiß einholen?«

»Man wird Alles aufbieten. Welchen Plan mag er haben? Vielleicht wendet er sich in die Provinzen, wo er

mehr Unwissenheit, Noth und Leichtgläubigkeit finden und einen Aufruhr anstiften wird.«

»Das ist möglich; die Provinzen sind nicht gut gesinnt.«

»Aber glauben Sie nicht, Madame, daß er als Betrüger dastehen wird, sobald seine Urkunden, auf die er seine Ansprüche stützt, einer genauen Prüfung unterzogen werden?«

»Ich glaube, daß Sie sich in diesem Punkte irren,« sagte die Herzogin, indem sie den König und Crillon ganz unbefangen ansah. »Die Prüfung seiner Ansprüche würde weit mehr zu seinen Gunsten stimmen, als Abneigung gegen ihn hervorrufen.«

»Sie kennen die Urkunden?« fragte Heinrich IV. hastig, ohne seine Wunde zu beachten.

Um diese Frage drehte sich der ganze Prozeß. Die Herzogin wehrte sich muthig: mit solchen Gegnern konnte sie nicht lange zaudern.

»Sire,« antwortete sie, »man hat mich lange Jahre als eine Gegnerin der Könige von Frankreich gekannt; ich gleiche den Magneten, welche, wie man behauptet, das Eisen und die Gewitter anziehen sollen; man vergißt, daß ich so glücklich war, mich mit Ew. Majestät auszusöhnen, und alle Beschwerden, alle Klagen, alle Anschläge, welche gegen Sie geführt werden, theilt man mir mit.«

»Und mit Recht, Harnibieu!« murrte Crillon in seinen Schnurbart.

»So ging's auch hier,« fuhr die Herzogin fort, ohne das Erstaunen des Königs und Sully's über ihre Frechheit zu beachten. »La Ramée sprach unlängst mit mir über seine vermeinte Abstammung und über die Ansprüche, die er auf

den Thron zu haben glaubt. Anfangs hielt ich es für Träumerei . . .«

»Anfangs,« sagte Heinrich IV. »Aber nachher?«

»Ew. Majestät müssen wissen, daß dieser La Ramée mir nicht bekannt war, daß ich ihn nie gesehen hatte, daß ich mich für sein Gesicht interessirte wegen der Aehnlichkeit mit einem Fürsten, den ich gekannt habe; sonst aber behandelte ich ihn wie alle meine Diener und Hausoffiziere dritten Ranges. Aber sobald er mir seine Verhältnisse mitgetheilt, seine Beweistitel vorgewiesen . . .«

»Er hat Beweistitel?« fragte Rosny.

»Allerdings,« antwortete die Herzogin gelassen. »Wie würde man ihm sonst glauben?«

»Das ist wahr,« sagte Heinrich.

»Ja, Harnibieu! er hat Beweistitel,« rief der unverbesserliche Chevalier dazwischen. »Ich kenne seine Titel; er ist ein Gauner, ein Meuchler.«

»Still!« gebot nun der König. »Laß meine Cousine reden; sie hat die Beweistitel gesehen.«

»Ich muß gestehen, Sire, daß er dadurch viele Leute für sich gewinnen wird.«

»Sie glauben wohl an die Echtheit dieser Urkunden?« fragte Rosny, der den ungeduldigen Crillon nur mit Mühe zurückhielt.

»Ich will es nicht geradezu läugnen, Sire; aber ich habe Ew. Majestät Treue gelobt, und ich werde mich meiner Pflicht erst entledigt glauben . . .«

»Wenn ich todt bin, Cousine.«

»Sie hat es schon heute Früh geglaubt,« murrte Crillon.

»Ja, Sire,« antwortete die vermessene Dame, »ich bin Ihnen Treue bis zum Tode schuldig. Daher habe ich, trotz der Beweistitel, den Ansprüchen La Ramée's nicht die mindeste Beachtung geschenkt, und er kann sich auf mich nicht berufen; ich war noch auf meinen Gütern, als er sein Unternehmen begann.«

Crillon, Sully und Heinrich IV. sahen einander an: sie dachten an Bruder Robert, der ihnen die Frechheit der Herzogin vorausgesagt hatte.

»Aus allem diesen geht hervor,« sagte Rosny, »daß die Beweisstücke, die er vorzeigt, sehr trügerisch sind, und daß die Frau Herzogin diesen Prätendenten begünstigt haben würde, wenn sie ihrem Souverän nicht so treu wäre . . .«

»Warum nicht? wenn er ein Valois wäre und wenn uns das heutige unglückliche Ereigniß unsern König Heinrich IV., der keine Erben hat, geraubt hätte!«

»O!« rief Sully, der durch den Zorn und das Gefühl der Gefahr, welche ihm diese Worte zeigten, fortgerissen wurde, »der König hat keine rechtmäßigen Erben, aber bei Gott! er wird noch Erben bekommen!«

»Das wünsche ich von ganzem Herzen,« antwortete die Herzogin aufstehend. »Man wird mich dann nicht mehr im Verdacht haben, ich strebe nach einer Krone, welche Gott meiner Familie nicht zugetheilt hat. Meine Feinde werden mich dann nicht mehr des Einverständnisses mit ruchlosen Menschen beschuldigen, wie gewisse Leute thun.«

Crillon zuckte die Achseln, um diesen auf ihn abgeschossenen Pfeil abzuschütteln.

»Und dann,« setzte er hinzu, »wird Niemand mehr in Versuchung kommen, einen Valois auf einen La Ramée zu

pfropfen. Ja, Harnibieu! Sire, Sie müssen Nachkommen haben, dann dürfen Sie keinen Châtel mehr fürchten!«

»Dieses Mal hat der Herr Chevalier vollkommen Recht,« sagte die Herzogin höhnisch. »Ich wünsche Sr. Majestät alles Glück, dessen mein erlauchter Souverän würdig ist.«

Die Herzogin verneigte sich und ging auf die Thür zu; dann machte sie noch eine Verbeugung und ging wieder mit demselben stolzen Anstande wie bei ihrer Ankunft durch die Gallerie, ohne das Murren und die drohenden Blicke der Anwesenden zu beachten.

»Sie sind geschlagen, Rosny!« sagte Heinrich IV., indem er erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank. »Die Intriguantin führt noch etwas im Schilde.«

»Ja, es ist noch Gefahr,« sagte der Minister; »aber ich übernehme die Sorge für das Innere.«

»Und ich für das Aeußere!« setzte Crillon hinzu, »ich steige zu Pferde, um der Bande des falschen Valois zu folgen, die gewiß von der Herzogin besoldet wird. Ich werde ihn todt oder lebend bringen.«

»Gut,« erwiederte der König, »gehet, Freunde . . . Ich bin todmüde; alle diese Gräuel haben mich tief erschüttert. Man ersuche die Marquise, sich zu mir zu bemühen und mich durch ihre Gegenwart zu erheitern. Dann will ich schlafen, und morgen hoffe ich wieder ein Mann zu seyn.«

Zehn Minuten nachher durchzog Sully mit seinen Leuten die Stadt, und Crillon rückte mit seinen Gardisten aus.

Der König schlummerte sanft ein, nachdem er seinen kleinen Cäsar gesehen und mit Gabriele einige zärtliche Worte gewechselt hatte.

Gabriele verließ das Schlafzimmer des Königs und sagte tief aufathmend: »Alles geht jetzt besser, die Minister sind auf die Ruhe der Stadt, Crillon auf die Bestrafung der Schuldigen bedacht; es ist Zeit, daß ich an den armen Verlassenen denke, der in diesem Getümmel von Jedermann vergessen wird.«

Sie nahm vom Tische den vom Könige unterzeichneten Befehl, der seit dem frühen Morgen liegen geblieben war.

»Er duldet für mich,« lispelte sie, »durch mich soll er geheilt werden.«

III.

Der Staatsgefangene.

Das Petit-Châtelet, wohin der König seinen Gefangenen geschickt hatte, befand sich am Petit-Pont, in der Altstadt, unweit der Stelle, wo wir nachmals das Hôtel-Dieu gesehen haben. Der massive Thurm stand gerade vor der Brücke, und unter der Wölbung dieses Thurmes war das Stadtthor.

Das Petit-Châtelet war ein düsteres, unheimliches Gebäude, welches jedoch nicht in so traurigem Rufe stand, wie das ältere Grand-Châtelet. Die Gefängnisse des Letztern waren, wie man sagte, so entsetzlich, daß die verhärtetsten Verbrecher vor diesen Kerkern zurückbebten. Man erzählte von einem Verließ »Chausse-d'Hypocras« genannt, in welches der Gefangene hinabgewunden wurde, wie der Eimer in einen Brunnen. Der Unglückliche, der sich nicht niederlegen konnte und mit den Füßen im Wasser stand, starb immer in den ersten vierzehn Tagen.

Im Petit=Châtelet waren die Gefängnisse nicht so schrecklich; aber der Aufenthalt in denselben mußte immerhin traurig genug seyn, denn selbst der vom Gouverneur bewohnte Theil des Gebäudes hatte nur sehr schmale Fenster, durch welche das Licht nur spärlich in die innern Räume fiel. Alle Vorübergehenden, sagen die Geschichtschreiber jener Zeit, wandten sich schaudernd ab von der alten Zwingburg.

In diese Veste war Esperance gebracht worden. Der Gouverneur las den königlichen Befehl, betrachtete aufmerksam das heitere, blühende Gesicht des Gefangenen, das mehr Erstaunen als Furcht, mehr Neugier als Zorn ausdrückte, und wies ihm ein Zimmer in dem gewöhnlichen Gefängniß an. Während sich die Häscher mit einem Schließer entfernten, um diesen Befehl zu vollziehen, fragte Esperance den Gouverneur mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit, ob er ihm gütigst einige Fragen beantworten wolle. »Vor Allem,« sagte er, »wünsche ich zu wissen, wo ich bin, und warum ich hier bin.«

Der Gouverneur, ein leutseliger alter Edelmann, ein Hugenott, antwortete ruhig:

»Sie sind im Petit=Châtelet, im Staatsgefängniß. Die Ursache Ihrer Verhaftung wird Ihnen besser bekannt seyn, als mir.«

»Nein, ich weiß nicht warum ich hier bin.«

»Aber der König weiß es, und das ist genug.«

Der Gouverneur schrieb den Namen des Gefangenen in ein Register und entfernte sich mit einer höflichen Verbeugung.

Esperance, der trotz seiner gewohnten Geistesgegenwart ganz bestürzt war, fand nichts mehr zu fragen oder einzuwenden. Sein Kerkermeister holte ihn ab und führte ihn in ein

dunkles, schmutziges Zimmer, dessen Einrichtung aus einigen Ueberresten von Meubles bestand, welche im Jahre 1418 von der vandalischen Wuth der Burgunder, als diese die Gefangenen im Petit-Châtelet ermordeten, verschont geblieben waren.

Der Kerkermeister trug eine Lampe, deren trübes Licht allein den Gefangenen in den Stand setzte, diese abschreckenden Gegenstände zu unterscheiden. Aber der Schließer entfernte sich mit der Lampe, und Esperance befand sich in der grauenvollsten Finsterniß. Er klopfte sogleich an die Thür, um den Schließer zurückzurufen.

»Freund,« sagte Esperance, »Ihr habt vergessen, mir die Lampe zu lassen.«

»Wenn Sie mich deshalb zurückrufen,« erwiederte der Schließer, »so hätten Sie sich die Mühe ersparen können. Im Kerker hat man kein Licht; denn Licht ist Feuer, und Feuer ist verboten.«

»Aber ich möchte schreiben, und zum Schreiben brauche ich Licht.«

Schreiben! Hier schreibt man nicht.«

»Nun, wenn's verboten ist,« erwiederte Esperance gelassen, »so will ich nicht schreiben. Aber Euch ist gewiß nicht verboten, mir einen Dienst zu erweisen . . . einen sehr einfachen Dienst, den ich gut bezahlen werde.«

»Es kommt darauf an, junger Herr, was für einen Dienst Sie meinen.«

»Ich möchte Euch zu Herrn von Crillon schicken.«

»Zu dem tapfern Crillon?«

»Ja.«

»Sie kennen ihn?«

»Er ist mein Freund. Saget ihm nur, daß ich im Pe-

tit=Châtelet sitze. Merket Euch meinen Namen: Esperance heiße ich.«

»Ein schöner Name für einen Gefangenen,« sagte der Kerkermeister mit spöttischem Lächeln.

»Nicht wahr?« antwortete Esperance ohne Verdruß oder Hohn merken zu lassen. »Wollt Ihr mir den Dienst erweisen?«

»Ich werde sehen,« sagte der Schließer, der sich nachdenkend entfernte, denn die Geduld und Sanftmuth des schönen jungen Cavaliers fiel ihm sehr auf.

Er ging nicht zu Crillon, sondern erzählte dem Gouverneur seine Unterredung mit dem Gefangenen, und der Gouverneur, der den Gefangenen schon mit einiger Theilnahme betrachtet hatte, kam einige Stunden nachher in das dunkle Zimmer.

»Sie sind ein Freund des Herrn von Crillon?« fragte er.

»Ja, Herr Gouverneur.«

»Dann müssen Sie ein großes Verbrechen begangen haben, sonst würde sich Herr von Crillon Ihrer angenommen haben, denn ein Mann wie er läßt seine Freunde nicht in Stich. Ich kenne ihn, denn ich habe zehn Jahre mit ihm gedient.«

Esperance erzählte was er wußte und wer er war. Seine Erzählung hatte das Gepräge der Aufrichtigkeit, der Seelenreinheit. Er war erstaunt über seine plötzliche Verhaftung und schrieb sie einem Mißverständniß zu, das sich bei der ersten Verständigung aufklären müsse.

»Inzwischen,« setzte er hinzu, »bitte ich Sie inständigst, Herr Gouverneur, mich hier nicht in diesem dunkeln, ekelhaften Kerker zu lassen. Ich bin an freie Luft an Sonne ge=

wöhnt, und wäre ich ein Weib, so würde ich sagen, daß ich mich hier fürchte. Ich werde überdies nicht lange hier bleiben, und sobald Herr von Crillon in Kenntniß gesetzt ist . . .«

»Er wird aber nicht in Kenntniß gesetzt,« unterbrach ihn der Gouverneur. »Jeder Staatsgefangene kommt unbekannt hierher. Ich habe nicht das Recht, irgend Jemand mit seiner Anwesenheit bekannt zu machen. Denn der König kann seine Gründe haben, die Sache geheim zu halten; und ein Geheimniß, das Seine Majestät mir anvertraut, darf ich nicht verrathen. Ich habe es nur mit dem König zu thun, denn der Verhaftsbefehl ist von ihm unterzeichnet.«

Esperance konnte nichts darauf erwiedern, er mußte sich fügen.

Der alte Gouverneur, der durch langjährigen Verkehr mit Gefangenen eine tiefe Menschenkenntniß erlangt hatte, wußte die ruhige Ergebung sehr wohl von Heuchelei, die Geduld von Feigheit zu unterscheiden.

Ein liebenswürdiger Charakter, dachte er. Vielleicht ein Schooßkind, dem der König eine kleine Lection geben will. Wir wollen die Dosis Enthaltsamkeit, die ihm zugedacht ist, nicht zu stark machen. Der arme Junge hat sich schon mit Geduld gewaffnet, er sitzt schon auf der Pritsche.

Er schlug mit der Faust an die Thür; der Kerkermeister erschien.

»Führe diesen Herrn in das obere Zimmer,« sagte der Gouverneur.

Esperance stand auf und dankte dem alten Cavalier in den wärmsten Ausdrücken.

»Das obere Zimmer ist gut,« sagte der Greis; »ich pflegte meinen Sohn, wenn er eine Strafe verdient hatte, dorthin in Arrest zu schicken.«

»Sie haben einen Sohn, Herr Gouverneur?«

»Ich hatte einen Sohn . . . er wäre jetzt in Ihrem Alter . . .«

»Sie haben ihn verloren?«

»Ja, er fiel im achtzehnten Jahre . . . nach der Schlacht von Aumale . . . eine Musketenkugel streckte ihn zu Boden. Herr von Crillon kannte ihn recht gut, denn er hatte ihn in sein Gardecorps genommen . . . Mein armer Urbain!«

»Urbain!« wiederholte Esperance. »Urbain von Dujardin vielleicht?«

»Sie haben ihn gekannt?«

»O! der Page, der von La Ramée ermordet wurde!« dachte Esperance.

»Herr von Crillon,« sagte er, »hat mir oft von ihm erzählt.«

»Der brave Crillon,« versetzte der Greis gerührt, »hat meinen zum Tode getroffenen Urbain aufgehoben und seinen letzten Seufzer empfangen. Es soll nicht gesagt werden, daß man sich vor mir auf den Namen Crillon vergebens beruft. Gehen Sie, junger Mann, gehen Sie mit dem Schließer.«

Er ging wieder fort, ohne ein Wort hinzuzusetzen. Esperance war peinlich überrascht; er war dem von Henriette d'Entragues gedungenen Meuchler glücklich entronnen, und sollte nun in seinem Zimmer die Stelle des von derselben Mörderhand gefallenen Opfers einnehmen!«

Diese Dachstube, welche den Knaben des Gouverneurs wohl in Schrecken gesetzt haben mochte, schien dem aus dumpfer Kerkerluft entlassenen Esperance ein Paradies. Die Stube war niedrig, der Fußboden eisig kalt, aber es war doch reine, freie Luft darin; die untergehende Sonne warf ihre röthlichen Strahlen durch die beiden kleinen, runden

Fenster, und der Gefangene sah durch die Eisenstangen ein prächtiges Rundgemälde: die alte Stadt und die nahen Hügel; rechts die ehrwürdige Kathedrale Notre-Dame, welche weit über dem Häusermeer hervorragte, und die mit Treibeis bedeckte Seine.

Esperance jauchzte. Sein unlängst gefundener Palast hatte ihm nicht so viel Freude gemacht.

Noch angenehmer ward er überrascht, als der Kerkermeister, der auf einmal sehr gefällig geworden war, eine Thür aufschloß. Esperance trat hinaus und befand sich auf einem kleinen Balcon, der wie ein Käfig mit einem Eisengitter umgeben war. Hier war die Aussicht noch freier als an den kleinen runden Fenstern, und eine steinerne Bank lud zur Ruhe ein.

Esperance griff in die Tasche und gab dem Schließer die Hälfte der Goldstücke, die er bei sich hatte. Der Mann bereitete ihm ein Bett, machte Feuer im Camin, stellte ein gutes Abendessen auf einen ziemlich saubern Tisch und entfernte sich.

Esperance beachtete in seiner Freude nicht einmal das Knarren der Schlüssel und Riegel, welches ihn an seine Gefangenschaft erinnerte.

Die Nacht war angebrochen. In der Stadt herrschte tiefe Stille. Esperance begab sich, nachdem er sich an der reinen Luft gelabt hatte, wieder in die Dachstube, schloß die Balconthür und setzte sich vor das Caminfeuer in einen Lehnstuhl, wo der arme Urbain wahrscheinlich mehr als eine Strafnacht zugebracht hatte.

Trotz des einladenden Duftes der in einer irdenen Schüssel dampfenden Speisen, trotz des guten Aussehens einer stattlichen Flasche, trotz der angenehmen Wärme des

Caminfeuers verlor Esperance nach und nach seine heitere Laune. Er dachte an die unerwartete Strafe, die der Himmel nach einem so überschwenglichen Glück über ihn verhängte. Die Ausgleichung war sehr schnell erfolgt. Man ersteigt nicht ungestraft den Gipfel des menschlichen Glückes; wenn man ihn gar überschreitet, muß man sich auf vernichtende Donnerschläge gefaßt machen.

Esperance grübelte lange über die Ursache seines Mißgeschicks; er fand keine andere als diese: ein Betrug hatte ihn in den Besitz des Palastes gesetzt; dieser Betrug, der vielleicht ein Verbrechen verbarg, war entdeckt worden. Der König, der von Allem unterrichtet war, schämte sich des Schutzes, den er bei dem vermeinten Besitzer gefunden, und rächte sich nun an dem Prahler.

Crillon's Stillschweigen ließ sich auch nur aus derselben Ursache erklären. Crillon konnte sich ja ebenfalls als den Spielball eines Betruges betrachten; er konnte denken, man habe sein Ansehen, seinen Einfluß mißbrauchen wollen, und mochte dem Könige daher keine Gegenvorstellungen machen. Und Pontis . . . ach, der edle Esperance beschuldigte seinen Freund des Undankes oder der Schwäche.

Aber am peinlichsten war ihm der Gedanke, daß man ihn überall verachten, verhöhnen, daß die Kunde von seinem Sturz zu den Ohren Henriettens und Gabrielens kommen würde. Henriette würde lachen und frohlocken. Es war für sie eine willkommene Rache. Gabriele würde denken, der Abenteurer Esperance sey keiner Erinnerung mehr werth; sie würde dann unwiderruflich den Stab über ihn brechen. Das Bild des Verwundeten, dessen sie sich in Bezons drei Tage angenommen, dem sie einige Freundschaft gewidmet hatte, würde aus ihrer Erinnerung verschwinden, sie würde sich

unter der Menge stattlicher Cavaliere, die minder zartfühlend und rücksichtsvoll als er, nach neuen Freunden umsehen.

Dieser Gedanke war ihm höchst peinlich, denn er erinnerte sich, daß seit einem Jahre jeder Pulsschlag seines Herzens eine Sylbe des Namens Gabriele wie ein Echo wiederholt hatte. Jener tiefe Schmerz, jener ungestüme Drang, das Weite zu suchen, war Liebesqual, und jene überschwengliche Freude, mit welcher er nach freiwilliger Abwesenheit wieder nach Paris kam, war die Hoffnung, das geliebte Wesen wiederzusehen.

Nach seiner Rückkehr, als er sich in dem Golde und dem Marmor seines Palastes spiegelte, hatte er gedacht, Gott scheine Mitleid mit seinem Liebesgram zu haben; Gabriele werde von seinem Reichthum, von dem geschmackvollen Glanze seines Hauses, von seiner Mildthätigkeit hören, und dem Freunde ihres Herzens eine süße poetische Erinnerung widmen.

Aus diesen süßen Träumen war er durch ein plötzliches furchtbares Unglück geweckt worden. Alle seine schönen Phantasiegebilde waren in Nichts zerronnen; es blieb ihm nichts als Schmach und das Hohngelächter der schadenfrohen Menge.

Diese Gedanken quälten den Gefangenen. Unterdessen verstrich eine Stunde nach der andern. Das Caminfeuer war dem Erlöschen nahe, die Lampe begann zu flackern — die Dachstube wurde kalt und dunkel. Esperance warf sich auf das Bett und dachte an den armen Urbain Dujardin, dessen Geist vielleicht jede Nacht dieses Asyl seiner glücklichen Knabenjahre heimsuchte. Endlich schlummerte der Gefangene so

süß ein, wie unter den Goldfransen seines weichen Flaumbettes im Palast der Rue de la Cerisaie.

Der folgende Tag war ein Unglückstag. Als Esperance sein Frühstück und das zum Heizen nöthige Holz erhalten hatte, verschwand der Kerkermeister und kam nicht wieder; sogar zur Stunde der Hauptmahlzeit blieb er aus. Der Gefangene glaubte in den fernen Straßen eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken; die nächsten Umgebungen des Châtelet konnte er wegen der bauchigen Form des Thurmes nicht sehen. Er sah Leute, welche die Arme zum Himmel erhoben, andere schienen sich die Augen zu trocknen. Er hörte Waffengeklirr in der Festung, und draußen ebenso kriegerisches Getümmel. Eine Reiterschaar, an deren Spitze er den Minister Rosny zu erkennen glaubte, zog über den Quai am Ende des Petit-Pont und verlor sich in der Altstadt. Was bedeutete dieses Getümmel, dieser kriegerische Lärm? Warum kümmerte man sich nicht um ihn? Warum ließ man ihn ohne Feuer, ohne Nahrung, ohne Nachricht von seinen Freunden? Warum ließen Pontis und Crillon gar nichts von sich hören? Warum gaben sie ihm nicht wenigstens ihr Mißfallen zu erkennen?

Der Tag schien dem armen Gefangenen sehr lang; alle schwarzen Gespenster, die der Tag verscheucht hatte, kamen zurück, als die Nacht anbrach. Sollte er auf der höchsten Zinne des Thurmes sein Leben vertrauern, ohne Ziel, ohne Zukunft? Er verzweifelte fast, als die hinter den Louvre sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen das Eisengitter seines Balcons und die Schornsteine der Häuser beleuchtete.

»Was!« sagte er, »es hat mich also Niemand in dieser Welt geliebt? diese aufgeschichteten Steine genügen, um den Menschen von Allen, die ihm nahe standen, zu tren-

nen, und kein Herz sollte die Kraft haben, mir einen Seufzer zuzuschicken, der diese Mauern durchdringt und den Weg zu meinem Herzen findet? Ich sollte meine Wünsche und Gebete in die weite Welt hinaus senden, ohne daß sie eine gleichgestimmte Seele finden, welche sie mir zurückgibt?«

Er setzte sich tief entmuthigt auf den Balcon und stützte den Kopf auf beide Hände.

Während er so in dumpfer Verzweiflung da saß, that sich die Thür auf und der Kerkermeister ging durch das Zimmer und klopfte ihn auf die Schulter.

Esperance fuhr auf. »Ha!« sagte er, »da seyd Ihr endlich!«

»Ich komme wohl etwas spät, nicht wahr, mein lieber junger Herr? Aber ich hatte mehr zu thun.«

»Das ist eben nicht schmeichelhaft für mich,« sagte Esperance lächelnd.

»Sie wissen also nicht, daß der König in Lebensgefahr gewesen ist? daß er verwundet ist?«

»Mein Gott!« erwiederte der Gefangene bestürzt, »ist es möglich!«

»Ein so guter König!«

»O ja,« sagte der großmüthige Esperance, »die Perle der Monarchen!«

»Und Sie können leicht denken, daß man darüber vergaß, den Gefangenen zu essen zu bringen,« setzte der Kerkermeister naiv hinzu.

»Die Gefangenen würden auch keinen Appetit gehabt haben . . . Aber wie befindet sich der König?«

»Jetzt ist keine Zeit zum Erzählen . . . Man kommt herauf und Sie werden sogleich Alles erfahren.«

»Man kommt herauf? . . . Wer denn?«

»Der Gouverneur.«

»So! der Gouverneur?« sagte Esperance enttäuscht.

»Ja, er begleitet natürlich die Besuche, die im Châtelet gemacht werden.«

»Ich bekomme also Besuch?«

»Ja freilich; unser Herr würde sich sonst nicht bemühen. Der Thurm ist zu hoch für seine alten Füße.«

»O! Freund, erlaubet mir, daß ich den Ankommenden entgegengehe.«

»Sparen Sie die Mühe,« sagte der Schließer, »sie sind schon da.«

Esperance blickte erwartungsvoll nach der Thür. Der Gouverneur trat ein und hinter ihm erschien eine weibliche Gestalt, die maskirt und in einen Sammtmantel gehüllt war. Die Dame schien das Gefängniß mit Schrecken und Bedauern zu betrachten. Sie stand still, als ob ihr die Füße den Dienst versagt hätten.

Der Gouverneur trat freundlich auf Esperance zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn zu der unbekannten Dame. Dann verneigte sich der Greis und ging fort; der Kerkermeister folgte einem Wink der Dame und setzte sich auf die Thürschwelle.

»Sie sind frei, Herr Esperance,« sagte die Dame mit bebender Stimme, die den Gefangenen elektrisirte.

Er trat mit ausgestreckten Armen näher; sie nahm die Maske ab, deren Druck ihr Engelsantlitz leicht geröthet hatte.

»Gabriele!« rief Esperance, die Hände faltend.

Beide sahen einander eine Weile schweigend und staunend an.

IV.

Eine der tausend Strophen des Liedes vom Herzen.

Esperance sah Gabriele, die er als Mädchen verlassen hatte, als blendend schönes, vollendetes Weib wieder. Die Phantasie des Künstlers kann sich kaum etwas Reizenderes, Lieblicheres denken, als die Umrisse ihres Gesichtes, dessen Ausdruck die Sorgen und Bekümmernisse wo möglich noch veredelt hatten. Die vormals zarte, anmuthige, jungfräuliche Gestalt war voller, üppiger geworden.

Esperance trat staunend zurück, als er das herrliche blonde Haar, die weiße, frische Gesichtsfarbe, das seelenvolle blaue Auge, die rosigen Lippen, den wogenden Busen sah; er drückte beide Hände auf seine Brust, in welcher die dreifache Liebe der Phantasie, des Geistes und der Sinne aufloderte.

Auch sie bewunderte in dem Gefangenen die sanften, edlen Züge, die vielsagende Bläße und den trüben Ausdruck des Gesichtes. Die mit Anmuth gepaarte Jugendkraft ihres Freundes erinnerte sie an die Götter des Alterthums, deren Statuen so unwiderstehlich das Auge fesseln.

Esperance brach zuerst das Schweigen.

»Sie hier, Madame . . . in diesen öden Kerkermauern!«

„»Es war meine Pflicht,« erwiederte sie lebhaft; »hätte

ich mich begnügt, Sie abholen zu lassen, hätte ich mich nicht entschlossen, Ihnen die nöthigen Erklärungen zu geben, so würde man dem Fehler, den ich begangen, mit Recht einen andern Namen gegeben haben ... Sie haben ohnedies schon Ursache genug, mir zu zürnen.«

»Ich, Madame?«

»Ich bin daher selbst gekommen . . . der Fehler ist begangen, aber ich hoffe, daß Sie mir ihn verzeihen werden.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen,« erwiederte Esperance.

»Urtheilen Sie nicht zu hart,« fuhr Gabriele fort; »ich verdiene diese Nachsicht wohl . . . Sie würden ein befreundetes Herz verletzen, wenn Sie glauben . . .«

»Ich glaube nichts! Ich versichere, daß ich . . .«

»O! Ihre Augen sprechen eine ganz andere Sprache. Ich weiß wie offen sich Ihre Gedanken durch die Augen mittheilen . . . Sie zürnen mir . . . ich schwöre Ihnen jedoch, daß ich Sie nicht als Bewohner dieses Hauses in der Rue Cerisaie kannte, als ich dem König antwortete; ich wußte nicht einmal, daß Sie wieder in Paris waren. Ich könnte bei dieser Gelegenheit auch von Ihrer seltsamen, unerwarteten, räthselhaften Abreise sprechen; aber dies sind Dinge, über die mir kein Urtheil zusteht.«

»Mein Gott, Madame,« sagte Esperance, »ich versichere Ihnen, daß Sie für mich in Räthseln sprechen . . . Sie sprechen von Fehlern, die ich Ihnen nie vorgeworfen haben würde. Haben Sie die Güte, mir diese Fehler, wenn sie wirklich vorhanden sind, zu erklären.«

»Ich meine Ihre Verhaftung,« erwiederte Gabriele sehr verlegen.

»Meine Verhaftung,« entgegnete er, »ist gewiß nicht Ihr Werk. Ich weiß zwar nicht, warum mich der König hierher geschickt hat, aber die Ursache ist Ihnen gewiß fremd.«

Gabriele erzählte ihm das Mißverständniß, welches den König erzürnt und zur Rache getrieben hatte. Sie bereute bitter, daß sie dieses Mißverständniß nicht aufgeklärt und dadurch seiner Verhaftung vorgebeugt hatte.

»Aber,« setzte sie hinzu, »sobald Ihr Name genannt wurde, sobald ich wußte, daß der König mit Ihnen gesprochen hatte, würde mich nichts mehr zurückgehalten haben. Seit jenem Augenblicke habe ich mir nichts mehr vorzuwerfen. Ich würde früher gekommen seyn, wenn mich das entsetzliche Attentat auf das Leben des Königs nicht zurückgehalten hätte.«

»Dieses Attentat ist mir nicht bekannt,« sagte Esperance; »ein Gefangener erfährt ja nichts.«

Gabriele erzählte den Mordversuch und die daraus entstandenen Unruhen. Ueber den Prätendenten, den falschen Valois, sagte sie nur wenige Worte; sie schien absichtlich die Politik zu umgehen und einen andern Gegenstand des Gespräches zu suchen.

»So lebt man im Gefängniß oder in weiter Ferne,« sagte Esperance traurig; »die Zeit vergeht und ändert Alles, ohne daß wir es merken, Lebensweise, Glücksumstände, Gesinnungen und Gefühle . . . Nun, wir haben dem Himmel zu danken. Der König ist gerettet, und Sie sind glücklicher und schöner als je.«

Sie antwortete nicht; ihr schöner Kopf war gesenkt. Mit einem Arm stützte sie sich auf die Rücklehne des Armstuhles, der andere Arm sank kraftlos herab.

»Ihre Worte,« erwiederte sie, »sind verletzend für mich.«

»Wie so?«

»Ja, der Sinn derselben ist mir nicht entgangen. Sie sagen, daß die Herzen, auf welche man sich verlassen, in Ihrer Abwesenheit anders geworden.«

»Habe ich das gesagt?«

»Ja. Dieser Vorwurf ist doch nicht gegen mich gerichtet?«

»O, Madame . . . wie könnte ich mich erkühnen, Ihnen den leisesten Vorwurf zu machen! . . . Mit welchem Rechte? . . . In welcher Absicht? . . . Einen Vorwurf! . . . Ich habe Sie ja stets mit der größten Ehrerbietung betrachtet und seitdem ich Ihre Güte für mich kenne, bin ich von dem innigsten Dank durchdrungen.«

»Herr Esperance,« sagte sie mit wahrer Engelssanftmuth, »ich habe nicht Zeit, diesen Gegenstand ausführlich zu erörtern; ich bin überdies eine Feindin der am Hofe gebräuchlichen Redeformen. Sehen Sie die untergehende Sonne, welche ihre letzten Strahlen auf uns wirft; sie erinnert mich, daß ich hier höchstens eine halbe Stunde verweilen darf; wenn diese halbe Stunde verflossen ist, werde ich vielleicht nie wieder Gelegenheit finden, Sie zu überzeugen.«

»Wovon wollen Sie mich überzeugen, Madame?«

»Von meinem Bedauern, Ihnen so viel Verdruß bereitet zu haben.«

»Er ist vergessen,« erwiederte Esperance mit Feuer; »der Schritt, den Sie für mich gethan, übertrifft meine kühnsten Wünsche. Mir, dem armen, unbekannten Fremdling, bereiten Sie eine Ueberraschung . . .«

Er sprach vielleicht mit zu viel Feuer, denn Gabriele

nahm sogleich eine gemessene Haltung an, als ob sie merkte, daß sie sich durch ihr Gefühl zu weit habe fortreißen lassen, und erwiederte:

»Daß ich Sie sprechen und mich bei Ihnen entschuldigen kann, verdanke ich Herrn von Crillon. Er warf mir meine Unbesonnenheit vor. Er wollte Sie diesen Morgen abholen, aber er fand den Gouverneur nicht zu Hause; jetzt ist er durch seine Dienstgeschäfte verhindert, etwas für Sie zu thun, und er wird es mir Dank wissen, daß ich die Freundschaft, welche er für Sie hegt, nicht vergessen habe ... Genug, Sie sind frei. Alle Wege durch diese Stadt stehen Ihnen offen. Gehen Sie wieder in Ihren kleinen Palast; seyen Sie glücklich ... Wie! Sie zögern? Gleichen Sie etwa schon jenen Gefangenen, die sich so an ihren Kerker gewöhnt haben, daß sie nicht frei seyn mögen?«

Dieser Ton gezwungener Heiterkeit machte einen peinlichen Eindruck auf Esperance. Er runzelte die Stirn.

»Ich sehe, Madame,« sagte er, »daß Sie Ihre Güte und Vertraulichkeit schon bereuen. Sie entschuldigen sich, daß Sie gütig gegen mich waren. Ich wollte indeß Ihre Güte nicht mißbrauchen. Ich hörte Ihnen zu ... jedes Wort aus Ihrem Munde war reicher Ersatz für die traurigen Stunden, die ich hier verlebt habe ... Aber da Sie es befehlen, so bin ich bereit, das Châtelet zu verlassen.«

Während Esperance seine gute Laune verlor, wurde Gabriele wieder heiter. Sie trat lächelnd auf den Balcon und setzte sich auf die Steinbank, von welcher der Gefangene eben aufgestanden war. Während Sie den Kopf an die Mauer lehnte und das weite Rundgemälde überblickte, bekam ihr Gesicht allmälig einen andern Ausdruck; ihre Wangen erblaßten, ihre Augen schlossen sich.

Esperance, der ihr folgte, als ob sie die Seele und er der Leib gewesen wäre, blieb neben ihr stehen, kniete in der Thür nieder, faltete die Hände und sah sie an.

»Nicht wahr, Sie denken, daß man im Gefängniß recht glücklich seyn kann?« fragte er.

»Ja, das dachte ich so eben,« antwortete sie.

»Und dieser Gedanke ist Ihnen gekommen . . .?«

»Als ich mein Gefängniß betrachtete . . .«

Sie deutete auf das Louvre, dessen dunkle Säulenreihen stark gegen den Wasserspiegel der Seine abstachen.

»Sie werden jetzt dieses Gefängniß verlassen,« setzte sie leise hinzu, »und ich werde in jenes zurückkehren.«

Esperance erwiederte seufzend: »Man kann ja nicht Königin seyn, ohne zugleich Sclavin zu seyn.«

»Ich bin nicht Königin,« erwiederte sie mit Bitterkeit, »aber Sclavin bin ich!«

»Aus freiem Willen,« setzte er mit ungestüm pochendem Herzen hinzu.

»Das ist wahr.«

»Sie bereuen es doch nicht?«

»Nein,« sagte sie so leise, daß die Lippen sich nicht bewegten. Dann faßte sie sich schnell und setzte hinzu: »Sie haben eine herrliche Wohnung, Herr Esperance.«

»Man hat es Ihnen gesagt, Madame?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Sie?«

»Ja wohl; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich, um den König zu belauschen, Ihre Besitzung betrat?«

»Ich habe nicht recht verstanden.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den König in Ihrem Hause überraschte.«

»Nemlich, während er sich entfernte.«

»Ja, während er durch Ihren Garten und über Ihren Hof ging; er kam aus einem Hause in der Rue Lesdiguières.«

»Ich weiß nicht woher Se. Majestät kamen . . .«

»Er hat es Ihnen ja selbst gestanden; er hatte in Zamet's Hause eine Dame gesprochen . . .«

»Ach! Madame, wenn Sie die Schlange, die man Eifersucht nennt, in Ihr Herz schlüpfen lassen!«

»Ich bin nicht eifersüchtig,« erwiederte sie.

»Warum wollten Sie dann den König überraschen?«

»Sie haben Recht,« sagte sie kalt.

Ihr irrender Blick suchte das Arsenal, als ob sie hinter demselben die Bäume der Rue Cerisaie suchte.

»Ich suche Ihr Haus,« setzte sie hinzu; »sieht man es von hier?«

»Nein, Madame.«

»Sie werden dort recht glücklich seyn, nicht wahr? Es ist ein prächtiger, reizender Aufenthalt.«

»Man sagt es.«

»Ist der Garten schön?«

»Ja, sehr schön.«

»So schön wie der Garten der Genovefaner? Sie wissen doch . . . zu Bezons.«

Esperance stutzte.

»Mit seinen Lilien, die Abends wie große Wachskerzen aussehen, mit seinen Rosen- und Jasminbüschen, die im Sonnenschein ihren würzigen Duft verbreiten, mit seinen schönen Nelken und seinem Thymian, der gegen Mittag von summenden Bienen umschwärmt wird. Erinnern Sie sich jenes schönen Gartens?«

»Ja, Madame,« antwortete Esperance schaudernd.

»Ich vergaß die großen Orangenbäume in der Allee, unweit des Klosters . . . ich wurde immer mit Blüthen überschüttet, wenn ich dort spaziren ging. Eines Abends, als ich in mein Zimmer kam, fand ich viele Orangenblüthen, die mir in die Haare und ins Halstuch gefallen waren. Es war der Abend, wo Sie mir den bewußten Dienst erwiesen. Sie waren damals leidend; ich fand Sie sehr gütig und zuvorkommend.«

Esperance lehnte sich hinter die Thürecke zurück. Er war so blaß geworden, daß er es fühlte und seine Bläſſe nicht sehen lassen wollte.

»Damals,« setzte Gabriele hinzu, »waren wir Alle glücklich.«

»Sind Sie es nicht mehr?« sagte er leise. »Sie haben ja einen Sohn, der eben so schön seyn soll wie Sie.«

»Ein kleiner Engel!« sagte sie erröthend.

»Mehr braucht man ja nicht, um glücklich zu seyn.«

»Da wiederholen Sie dasselbe Wort schon zum dritten Male,« sagte Gabriele, indem sie sich umsah, »und Sie wissen doch, daß es mich unangenehm berührt . . . Halten Sie mich wirklich für glücklich? Ist es möglich? . . . Legen Sie die Hand auf's Herz und antworten Sie.«

»O! Madame, ich weiß es nicht.«

»Wenn Sie es nicht wissen, dürfen Sie nicht behaupten, daß ich glücklich sey. Ich habe von Ihrem Glück gesprochen, weil ich die Gewißheit habe, daß es durch keine Wolke getrübt wird, weil ich weiß . . .«

»Was wissen Sie, Madame?«

»Daß Sie auf Ihrer Reise recht vergnügt und sorglos gewesen sind und sogar Ihre Freunde, die hier in Sorgen

um Sie waren, ganz vergessen haben. Herr von Crillon hat es oft in meiner Gegenwart gesagt. Und bei Ihrer Rückkehr haben Sie das Haus, welches Sie sich unterdessen bauen ließen, ganz fertig gefunden. Sie waren reich, jung, frei, was fehlte Ihnen also? Die Freiheit gebe ich Ihnen zurück. Und wenn ich künftig noch an Ihrem Hause vorüberkomme, kann ich mit Zuversicht sagen: »Dort wohnt ein Glücklicher!«

»Madame,« erwiederte Esperance, »es wird mit Ihren Berechnungen eben so gehen, wie mit den meinigen: Sie werden es nicht mehr sagen, wenn Sie künftig an meinem Hause vorbeikommen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht mehr darin wohnen werde.«

»Was bedeutet das?«

»Diese Nacht schlafe ich zum letzten Male darin,« setzte Esperance hinzu.

»Ich verstehe Sie nicht . . . Sie können ja in Paris keine schönere Wohnung finden.«

»Morgen verlasse ich Paris.«

»Das fehlte noch!«

»Ich bin des müßigen Lebens hier überdrüssig. Ja, der Glückliche, der Beneidete langweilt sich . . .«

»So! . . . und Sie gehen vielleicht wieder auf Reisen?«

»Wahrscheinlich, Madame.«

»Werden Sie lange ausbleiben?«

»Ich werde nicht wieder hierher kommen.«

Gabriele konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

»Hat man denn in Ihrem Alter so wichtige Geschäfte, die das ganze Leben in Anspruch nehmen?«

»Nein, ich habe keine Geschäfte.«

»Ich verstehe . . . Verzeihen Sie, Herr Esperance, es hat wirklich den Anschein, als wollte ich Sie ins Verhör nehmen; aber ich bin nur aus Freundschaft neugierig. Wir schlossen vormals einen Freundschaftsbund; Sie haben es gewiß vergessen?«

»Nein, gewiß nicht,« sagte Esperance zögernd.

»Ich meine,« fuhr Gabriele fort, »diese immerwährende Abwesenheit kann keine andere Ursache haben, als eine . . . dauernde Niederlassung.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich meine, daß Sie sich vielleicht verheirathen,« setzte sie mit scheinbarer Gleichgiltigkeit hinzu.

»Sie irren sich, Madame.«

»Man kann freilich, auch ohne sich zu vermälen, zu geliebten Personen gehen, um sie nie zu verlassen.«

»Die Person, zu welcher ich mich begeben will,« sagte Esperance ernst, »ist mir allerdings sehr theuer; aber es ist meine Mutter und sie ist todt.«

»O! dann dürfen Sie nicht abreisen,« erwiederte Gabriele, seine Hände fassend, »denn nichts zwingt Sie dazu; Sie müssen bleiben!«

»Wer könnte mich zwingen, in einer Stadt zu bleiben, wo mir jedes Gerücht, jede Stimme neue Leiden bereitet? Ich habe Ihnen gesagt, daß ich hier unglücklich bin, daß ich hier meinem Gram unterliegen würde. Warum sollte ich denn hier bleiben?«

»Sie sind aber doch wieder hierher gekommen . . . Sie haben sich hier förmlich eingerichtet!«

»Gestern vielleicht . . . heute nicht mehr.«

»Aber Sie haben hier Freunde!«

»Herrn von Crillon und Pontis: einen Gönner und einen Schützling . . . die mich bald vergessen werden . . .«

»Sonst haben Sie Niemand hier?«

»Die gestern nicht an mich dachten, die mich morgen vergessen werden.«

»Sie haben Recht,« sagte Gabriele mit tiefer Wehmuth. »Man muß sich gewöhnen, in der Welt allein zu stehen. Es ist eine harte, aber heilsame Lehre!«

»Sie beziehen dies doch nicht auf sich, Madame? Sie sind ja allmächtig . . . von der ganzen Welt gefeiert . . .«

»Ach! nennen Sie mir einen einzigen Freund!« erwiederte sie. »Ich habe nicht einmal meinen Sohn, denn seine Augen sind für mich verschlossen, wie sein Herz. Ich werde von allen Seiten angefeindet, gehaßt. Niemand vertheidigt mich, man mag nicht einmal die Maske der Freundschaft tragen. Sie hatten mir ewige Freundschaft gelobt und nehmen Ihr Wort zurück!«

»Ach! Madame,« sagte Esperance mit bebender Stimme, »es gibt Schwüre, die nur binden, so weit unsere Macht geht; man ist oft zu schwach, um zu halten was man verspricht.«

»Was! Sie wollen mich verlassen; Sie werden mich leiden sehen, ohne mir Ihre Hand zu reichen?«

»Diesen traurigen Anblick würde ich nicht ertragen: ich wollte ihn auch nicht sehen.«

»Sie würden sich also abwenden, wenn ein Freund in Lebensgefahr wäre . . . und um diesem traurigen Anblick zu entgehen, würden Sie sich entfernen, statt zu helfen? Ich glaubte in der That, Sie hätten ein Herz.«

»Ja, ich habe ein Herz, das Sie mit Ihren ungerechten Vorwürfen verletzten. Warum sollte ich auch bleiben? Worin könnte ich Ihnen nützen? Wünschen Sie denn mich leiden zu sehen?«

»Leiden! . . . Nennen Sie mir die Ursache dieser Leiden.«

»Ich bitte Sie, bestürmen Sie mich nicht mit Fragen. Sie sehen ja wie ich ringe.«

»Nennen Sie mir Ihre Leiden und Sie werden sehen, wie wenig ich im Stande bin, Ihnen zu helfen oder Ihren Schmerz zu heilen.«

»Wohlan denn!« sagte er, besiegt durch sein Gefühl und durch Gabrielens großmüthige Beharrlichkeit, »ich will's Ihnen sagen, da Sie mich dazu zwingen. Aber in meinem Vorhaben können Sie mich nicht wankend machen; Sie können mir nicht vorwerfen, daß ich gethan, was Sie veranlaßt haben. Ich reiste im vorigen Jahre plötzlich ab, weil ich Sie am Tage nach der Einnahme von Paris aus den Gemächern des Königs kommen sah; mein Muth war damals schon erschöpft, ich beschuldigte Sie des Verrathes und der Arglist, ich verwünschte Sie, daß Sie mir Freundschaft gelobt und mir keine Liebe geschenkt hatten. Ich weiß wohl, daß ich mich durch diese Erklärung auf immer von Ihnen trenne; aber das Geschick reißt mich fort, was ich Ihnen sage, werde ich nie mehr wiederholen; mein Herz wird alles Blut dabei verlieren, aber mit dem Blute schwindet auch der Schmerz. Ja, ich war unglücklich, als ich abreiste, noch unglücklicher bin ich zurückgekommen. Hätte ich Sie im Glück, im Freudenrausch wieder gefunden . . . O! ich hoffte es, ich hatte mein Herz auf den Trost der Vergessenheit, der Verachtung vorbereitet . . . Ja, der Verachtung

. . . verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit . . . Aber statt dessen erscheinen Sie mir als eine sanfte, holde Engelsgestalt; ich sehe, daß Sie unglücklich sind; Ihr ganzes Wesen fesselt meinen Geist und mein Herz; ich fühle, daß ich Sie leidenschaftlich bis zum Wahnwitz lieben werde, daß ich die Achtung verlieren werde, wie ich die Ruhe verloren habe. Sie sind nicht frei, Sie lieben den König . . . welche Hoffnung bleibt mir nun? Und wer weiß ob selbst mein Tod nicht Ihr Verderben seyn würde? . . . Ich habe Ihnen nun Alles gesagt: mein Herz ist leer; noch ein Tag und ich würde vielleicht eine Beute der Verzweiflung werden. Zürnen Sie mir nicht, beklagen Sie mich; lassen Sie mich fort; ich will meinen Wahnwitz in einem fernen Winkel der Welt vergraben, wo Sie meine Klagen nicht hören, wo Sie nicht wissen werden, ob ich Sie liebe.«

Gabriele hatte die Augen geschlossen; sie war blaß, ihr Kopf war zurückgelehnt. Dieser Sturm der Leidenschaft schien sie vernichtet zu haben; man hätte glauben können, sie athme nicht mehr, sie sey todt.

Esperance schämte sich seiner Schwäche, er drückte beide Hände auf sein Gesicht. Er sah nicht wie sich Gabriele nach und nach erholte, wie sie die Hand auf ihre Stirne legte und sich zu ihm wandte.

»In Bezons,« fragte sie nach einer langen Pause, »liebten Sie mich also?«

»Ja, Madame.«

Sie schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte. Wahrscheinlich dachte sie, daß sie von den beiden Wegen, die damals vor ihr lagen, den minder glücklichen gewählt

habe. Aber ihr edles Gemüth verschmähte jede Arglist und Lüge.

»Ich hatte dem König mein Wort gegeben,« sagte sie, gleichsam ihre eigenen Gedanken beantwortend.

»O! wollen Sie damit sagen,« erwiederte Esperance mit Feuer, »daß Sie mich sonst geliebt haben würden?«

»Ja, und noch mehr, ich liebe Sie von ganzem Herzen.«

»Sie bewahren mir Ihre Freundschaft!«

»Ich weiß nicht ob es Freundschaft oder Liebe ist, ich suche darin keinen Unterschied. Ich wußte nicht einmal, daß ich Sie liebte; ich fühlte es erst, als Sie sagten, daß Sie abreisen würden, um nicht wieder zu kommen . . . Gehen Sie nicht fort!«

»Sie sprechen so, nachdem Sie mich angehört haben!«

»Warum nicht? Was liegt daran, ob Sie mich hier oder tausend Meilen von hier lieben? Sie lieben meine Seele, denn meine Person gehört Ihnen nicht. O! nichts wird Sie hindern, meine Seele zu lieben. Die Leiden, welche Sie fürchten, werden durch mein Lächeln, durch meine Stimme, durch den Druck meiner Hand verschwinden. Sie werden gewiß genug Freuden und Sorgen haben, wenn Sie das Bewußtseyn haben, daß Sie mein theuerster Freund sind, daß Sie alle meine Gedanken beschäftigen, daß Sie mein trauriges Leben verschönern, wenn Sie mir das Ihrige widmen, mir helfen und rathen und beistehen. Verlassen Sie mich nicht, ich habe keinen Vater mehr; der meinige hat mich verläugnet, er hat mir seine Liebe entzogen, er achtet mich nicht einmal mehr, denn er benutzt ja meinen Einfluß, um eine

Stelle bei Hofe zu erhalten. Ich habe den König, werden Sie sagen. Aber Sie wissen ja, daß er mich betrügt, und hätte ich nicht Rücksicht auf mein Kind zu nehmen, wäre Heinrich IV. nicht gestern von dem Dolche des Meuchlers verwundet, so würde ich mich auf immer von ihm getrennt und die Einsamkeit gesucht haben. Dazu kommen meine Umgebungen, die Ehrgeizigen, denen ich im Wege stehe oder die mich als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gebrauchen, ränkesüchtige Frauen, die mich zu verdrängen suchen, angebliche Freunde des Königs, die ihm rathen, mich zu verlassen! hier Verrath und Arglist, dort Meuchlerdolche oder Gift, das ist mein Leben . . . O! glauben Sie nicht, daß ich eines Freundes bedarf, der meinen Muth, meine Zuversicht aufrecht hält? Ich habe von dem ersten Tage an in Ihrer Seele gelesen; Sie glauben mein Herz zu verstehen, und Sie haben sich nicht getäuscht; mein Herz ist weich, mein Sinn ist stolz, ich habe Kraft zum Lieben. Warum sollten unsere gleichgestimmten Herzen nicht vereinigt bleiben? Gott wird unsern Freundschaftsbund gewiß segnen. Seit gestern hat mich dieser Gedanke erfüllt, er hat mich geläutert, wie ein göttlicher Lichtstrahl; ich fühle eine unaussprechliche Freude! . . . Wenn Sie wüßten, wie ich Sie lieben werde! . . . Meine Liebe wird Ihnen überall folgen; sie wird, einer belebenden Sonne gleich, Ihr ganzes Wesen durchdringen. Bedenken Sie, daß mein Herz überwallt, daß ich zwanzig Jahre alt bin, daß ich jung aus dieser Welt scheiden werde. Lieben Sie mich, Esperance! stehen Sie mir bei . . . lassen Sie mich nicht allein in dieser Welt; ich fühle es, unsere Herzen sind für einander geschaffen!«

»Ach! Sie fordern viel,« sagte Esperance, zugleich

entzückt und voll tiefer Wehmuth, »Sie verlangen mein ganzes Leben! . . .«

»Ja, Ihr ganzes Leben!«

»Gut! Sie sollen es haben. So mußten Sie mit mir reden, um verstanden zu werden. Ich widme mich Ihnen auf immer; nehmen Sie mich ganz, nehmen Sie mein Herz, meine Seele, mein Leben! . . . Der Handel ist abgeschlossen, aber ich bestimme den Kaufpreis.«

»Reden Sie.«

»Sie werden mich sprechen, wenn Sie können, Sie werden mir zulächeln, wenn Sie nicht mit mir sprechen können, Sie werden mich im Stillen lieben, wenn Sie mir nicht zulächeln können.«

»O! Gott ist sehr gütig, daß er Sie für mich geschaffen hat,« sagte Gabriele mit feuchten Augen.

Sie wurde durch schwere Fußtritte unterbrochen. Der Schließer, der in der Kälte nicht mehr vor der Thür sitzen mochte, kam ins Zimmer und suchte das Feuer anzublasen.

»Wir haben den Mann ganz vergessen,« sagte Esperance.

»Kommen Sie!« sagte Gabriele freudestrahlend. »Dort unten winkt die Freiheit! . . . Zündet ein Licht an, Freund, und leuchtet uns die Treppe hinunter.«

Der Schließer gehorchte schnell. Alle Drei gingen hinunter; der Schließer mit dem Lichte voran, dann Gabriele und zuletzt Esperance. Sie sah sich oft um und lächelte ihm zu. Er glaubte das Antlitz eines Engels vor sich zu sehen.

An der Thür, wo der Gouverneur wartete, um sie an ihre Sänfte zu begleiten, warf sie den Armen, die sich versammelt hatten, ihre mit Gold gefüllte Börse zu.

»Tag der Freude!« sagte sie.

Als sie in die Sänfte gestiegen war und die Ehrenwache fortritt, streckte sie beide Hände aus und zog Esperance so nahe an sich, daß ihr Athem sein Gesicht berührte.

»Tausend Dank meiner Befreierin!« sagte er laut und verbeugte sich ehrerbietig.

»Tausend Dank meinem Freunde!« war ihre leise Antwort.

Sie bückte sich und drückte ihre Lippen auf seine Hand.

Die Sänfte war schon weit entfernt, und noch immer suchte Esperance seine Gedanken zu sammeln und seinen Weg zu finden.

V.

Jagdrecht.

Esperance glaubte seine Leute zu überraschen; aber zu seinem Erstauen fand er, daß man ihn erwartete. Der Haushofmeister war zwei Stunden zuvor von der bevorstehenden Rückkehr seines Herrn benachrichtigt worden, und die lebhafteste Besorgniß der Dienerschaft verwandelte sich in lauten Jubel. Alle Vorbereitungen zum Diner wurden getroffen, als ob Esperance versprochen hätte, zur gewöhnlichen Stunde wieder nach Hause zu kommen.

Esperance erkannte daran die Vorsorge seiner Befreierin, die jeder Unordnung und Verwirrung vorbeugen wollte. Sie hatte schon ihr Wort gehalten, ehe sie versprochen.

Er dankte seinen Leuten für ihre Theilnahme und Zuvorkommenheit, ließ sich bejubeln und vergöttern, und setzte sich an eine wohlbestellte Tafel. Aber er berührte keinen Bissen; das ungestüme Pochen seines Herzens lähmte die Thä-

tigkeit des Magens. Süße Qual, die manchem liebekranken Tantalus wohl bekannt ist! Welcher Mann erinnert sich wohl nicht, daß er bei dem fröhlichsten Gelage die köstlichsten Leckerbissen, den edelsten Wein verschmäht, wenn er an den versprochenen oder empfangenen Kuß der abwesenden Geliebten dachte? Wer eine Stunde vor oder nach dem Stelldichein sein Herz nicht pochen fühlt, mag vielleicht ein vergnügter Tischgast seyn, aber er ist kein glücklich Liebender.

Esperance begab sich bald in sein Zimmer, um zu schlafen — wie er sagte, in der Wirklichkeit aber um sich ungestört und ohne Zeugen seinen Gedanken zu überlassen. Sein frischer, lebhafter Geist wiederholte ihm jedes Wort, jede Geberde, jeden Wink der Gefängnißscene. Er sah im Geiste das Lächeln Gabrielens, er hörte wie sie sagte: »Ja, ich liebe Dich! . . . O! wie werde ich Dich lieben!« Er dachte mit einem Wonneschauer an ihren Händedruck, an ihren unaussprechlich zärtlichen Blick auf der Treppe. — Wie reich an Erinnerungen, wie an Hoffnungen war sein Leben! Wie viele Schätze kamen zu den bereits gesammelten Schätzen! Welche unerschöpfliche Quelle von Genüssen lag in dem Gedanken, daß er von Gabriele erkoren war und daß keine Macht der Erde diese beiden auf immer verbundenen Seelen zu trennen vermochte!

Der folgende Schlummer war süß, die schönen Träume von Glück und Liebe dauerten fort. Am andern Morgen, beim Erwachen, erkannte Esperance, daß er jetzt erst anfange zu leben, daß er bis dahin nur vegetirt habe.

Eine angenehme Ueberraschung erwartete ihn, als er aus seinem Zimmer kam. Pontis begrüßte ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dann kam Crillon, der von Gabriele be-

nachrichtigt, kaum von seinem kleinen Kriegszuge zurückgekehrt war, als er zu seinem jungen Freunde eilte.

In dem kleinen Kreise herrschte laute, ungezwungene Freude. Esperance war überglücklich. Pontis erregte durch sein blühendes Aussehen und durch seine unerschöpfliche Beredtsamkeit die Bewunderung des bravon Chevalier. Pontis fand den Entschluß Gabrielens großartig. Crillon behauptete, sie habe nur ihre Schuldigkeit gethan. Esperance lächelte und gab Beiden Recht.

Von Gabriele war sehr wenig die Rede, denn Esperance wußte das Gespräch geschickt von ihr abzulenken; aber man sprach viel von dem falschen Valois, von der verschmitzten Herzogin und von den neuen Verwicklungen, die aus dieser politischen Intrigue für den König entstanden.

Nachdem Esperance und Pontis ihrer Erbitterung gegen La Ramée freien Lauf gelassen und die zähe Lebenskraft des so oft zu Boden geworfenen und immer wieder aufgestandenen Feindes bewundert hatten, fragte Esperance den Chevalier, wie es möglich sey, daß ein solcher Mensch den ritterlichen König beunruhigen konnte.

»Die Fliege quält ja den Löwen!«

»Der König,« erwiederte Crillon, »hat sich die Sache sehr zu Herzen genommen.«

»Der König hat indeß Kopf und Herz auf dem rechten Fleck,« sagte Esperance.

»Den Kopf . . .« sagte Crillon, der diese Meinung nicht zu theilen schien.

»Wenn mir der Herr Oberst erlaubte, ein Wort zu reden . . .« sagte Pontis.

»Rede, Cadet . . . aber mit Verstand.«

»Man sagt überall, der König sey am Kopfe verwundet und das Gehirn sey dadurch erschüttert worden.«

»Das ist etwas übertrieben,« entgegnete Crillon, »aber der König scheint seit dem Attentat nicht mehr so scharfsichtig zu seyn, wie zuvor. Glaubet Ihr wohl, daß wir uns gestern wegen der Spitzbübin d'Entragues fast gezankt hätten?«

»Wirklich!« sagte Esperance erröthend.

»Ja . . . Der König behauptete, die schlaue Creatur sey auf dem Balcon aus Liebe zu ihm wirklich in Ohnmacht gefallen, und die Behauptung des Gegentheils sey eine Verleumdung.«

»Sie behaupteten also das Gegentheil, Herr Chevalier?« fragte Esperance.

»Allerdings . . . Ich sagte zu Sr. Majestät, ich hätte nur ein Wort aussprechen, einen Namen nennen dürfen, um sie augenblicklich wieder zum Bewußtseyn zu bringen.«

»Ich hoffe aber, daß Sie es nicht gesagt haben, Herr Chevalier,« antwortete Esperance, »denn ich habe gewisse Rücksichten zu nehmen.«

»Nein, mehr sagte ich nicht. Der König machte ein finsteres Gesicht, rieb seine verwundete Lippe mit Balsam und murrte: »So oft ein Fürst geliebt wird, sucht ihn Jedermann zu überreden, daß er . . .«

»Wie?« fragte Esperance.

»Der Herr Oberst wollte sagen, daß er betrogen wird,« setzte Pontis hinzu. »Aber es ist wirklich schade, daß der theure Sire nicht weiß, in welchem Verhältniß La Ramée zu dem Fräulein d'Entragues stand. Denn bei dem Charakter des Königs ist über kurz oder lang ein vertrauliches Verhältniß zu fürchten. Der Graf d'Auvergne bietet Alles auf,

um ein solches Verhältniß herbeizuführen, und die ganze Familie ist ihm dabei behilflich. Die Marquise von Monceaux ist in der That zu bedauern.«

»Ein Nagel treibt den andern,« sagte Crillon.

»Herr Chevalier,« erwiederte Esperance, »ich bitte Sie inständigst, die achtbarste und liebenswürdigste Dame am Hofe besser zu behandeln.«

»Er sagt das, weil sie ihn aus dem Kerker geholt hat. Lieber Freund, sie war ja die Ursache Ihrer Verhaftung, sonst hätte sie nicht nöthig gehabt, Ihr rettender Engel zu werden.«

»Sie müssen bedenken,« entgegnete Esperance, »daß zwischen Gabriele d'Estrées und Henriette d'Entragues der Unterschied zwischen einem Engel und einer Furie ist. Sobald das Fräulein d'Entragues den König beherrscht, beklage ich Frankreich.«

»Und ich beklage uns,« setzte Pontis hinzu; »denn wir sind schlecht bei ihr angeschrieben. Die Marquise hingegen ist uns gewogen, nicht wahr, Esperance?«

»Noch ein Wort von La Ramée,« unterbrach ihn der junge Cavalier. »Hat er viele Anhänger unter dem Volke?«

»Alle Liguisten, alle Spanier, viele Priester und Mönche, zumal die Jesuiten werden seine Partei nehmen.«

»Die Partei ist stark,« sagte Esperance, »aber sie muß bekämpft werden.«

»Dabei fällt mir ein,« sagte Crillon, »daß der König heute Früh an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen hat.«

»Die Marquise hat ihm gewiß etwas in die Ohren ge-

blasen,« setzte Pontis hinzu; »sie wird wohl ihren längst bekannten Besuch im Petit-Châtelet erzählt haben.«

»Allerdings.«

»Und was hat der König gesagt?«

»Der König schien etwas erstaunt, daß Ihnen die Ehre einer solchen Vermittlung zu Theil geworden; dann besann er sich und fand, daß man noch nicht genug gethan, um Ihnen den bittern Geschmack der vorigen Ungnade zu nehmen.«

»Noch nicht genug gethan?«

»Ja, der König ist an gewissen Tagen sehr großmüthig. Der junge Mann, sagte er, muß sich durch die Verwendung der Marquise allerdings sehr geschmeichelt fühlen, aber dadurch wird seine unverdiente Verhaftung nicht ungeschehen gemacht.«

»Unverdient hat er gesagt!« unterbrach ihn Pontis. »Das ist schön!«

»Harnibieu! sagte ich; so kann der beste Fürst der Welt, ohne es zu wollen, eine Ungerechtigkeit begehen. Man muß ihm verzeihen, antwortete Se. Majestät, ich hatte mich in ihm geirrt, ich werde mein Versehen wieder gut machen.«

»Das ist sehr schön!« sagte der Gardist.

»In der That, sehr edel gedacht!« setzte Esperance hinzu.

»Das ist wahr,« sagte Crillon.

»Aber ich sehe nicht recht ein, Herr Chevalier, wie Sie von den Kämpfen auf diese Angelegenheit zu sprechen kamen,« fragte Esperance.

»Ich will es Ihnen sagen. Se. Majestät ist im Stande, Ihnen in irgend einem Regiment eine Compagnie anzubieten. Unser großer Monarch hält viel auf gute Offiziere, und

wo er einen stattlichen, braven, reichen Cavalier findet, macht er ihm glänzende Anträge, um ihn in seine Dienste zu bekommen. Dies zu Ihrer Richtschnur; ich habe Ihnen gesagt, was Sie zu erwarten haben.«

»Ich lasse mich so leicht nicht blenden,« erwiederte Esperance.

»O, sagen Sie das nicht. Er ist unwiderstehlich, wenn er seine Redegabe aufbietet. Ich erinnere mich, daß er uns, seine Freunde, mit einem einzigen Worte electrisirte. Wenn er Ihnen eine Compagnie anbietet, so sind Sie angeworben, darauf verlassen Sie sich.«

»Noch nicht,« sagte Esperance lächelnd. »Ueberdies ist er ja nicht da, um mir den Antrag zu machen . . .«

»Nein, er ist nicht da; aber Sie werden bald im Louvre seyn, und Sie können es nicht ablehnen. Ja, Sie müssen im Louvre erscheinen. Se. Majestät hat mir befohlen, Sie sobald als möglich zu bringen, und ich werde Sie noch heute zu ihm führen, wenn Sie wollen.«

»Gut, ich gehe,« sagte Esperance, der sich freute, daß ihm so bald eine Gelegenheit geboten wurde, Gabriele wiederzusehen.

»Das wäre schön!« sagte Pontis, »wenn Esperance eine Stelle in der Garde erhielte und ich unter ihm diente! Der Dienst würde dann eine Freude für mich seyn! Und Urlaub würde ich in Hülle und Fülle bekommen! Es wäre ein Leben wie im Himmel.«

»La la la,« sagte Crillon, »frohlocke nur nicht zu früh. Wenn Esperance in die Garde tritt, so steht er unter meinem Befehle und ich werde ihm ausdrücklich verbieten, einen Faullenzer, wie Du bist, zu verwöhnen. Du bist

ohnedies schon ein Mensch, dem man den Daumen auf's Auge halten muß.«

»Ich müßte dann wohl unsern Palast verlassen?« erwiederte Pontis. »Und was würde aus unserer famösen Tafel, aus unserm köstlichen Weinkeller werden? Es lebt sich ja hier so schön! Sambiour! Esperance, laß Dich nicht durch eitle Ehre verleiten; opfere dein Glück nicht dem Glanz. Wie könnte ich, wenn Du mein Vorgesetzter bist, in deiner Kutsche fahren? Du würdest mich in Arrest schicken, wenn ich mich erkühnte, Dich zu dutzen. Laß Dich nicht verführen, Esperance!«

»Fürchte nichts,« erwiederte Esperance lächelnd; »ich werde mich vor diesen Lockungen wie vor dem Feuer hüten. Ach, die Ehrenstellen sind Heu für die Glücklichen.«

»Ja wohl, Heu,« wiederholte Pontis. »Foenum, wie die Lateiner sagen.«

»Komische Philosophen!« sagte der Chevalier.

»Uneigennützige Philosophen, Herr Oberst, wie Aristides und Curius.«

»O! Ihr Spitzbuben, wenn Ihr nicht mehr jung seyd, wenn Ihr eure Haare und Zähne verlieret oder keine mehr zu verlieren habt, wenn keine Schöne mehr die Augen niederschlägt vor euren feurigen Blicken, dann werdet Ihr suchen, ob Euch der Ehrgeiz nicht mehr treibt! Was sollte man auch in diesem Leben ohne Haare, ohne Zähne und ohne Liebe, wenn man nicht den Nimbus und das Schellengeläute des Ehrgeizes hätte? Ich weiß auch nicht, warum Pontis immer so vorlaut ist. Du bist ein lumpiger Cadet und so arm wie eine Kirchenmaus; Du hast die Anwartschaft auf ein Gratislager unter den in irgend einer Schlacht Gefallenen, oder Du gehst wieder in dein verfallenes Schloß

und käuest Haferstroh. Esperance hingegen ist ein reicher, stattlicher Cavalier; er hat Alles, was Du hast und nicht hast. Rede künftig für Dich allein, Cadet.«

»Nein, Herr Chevalier,« entgegnete Esperance. »Pontis hat Alles, was ich habe.«

»Das ist richtig,« setzte der Gardist hinzu.

»Was! wird er auch die Erbin haben, die früh oder spät überglücklich seyn wird, sich mit Esperance zu vermälen?«

»Spät,« sagte Esperance so herzlich lachend, daß Pontis mit einstimmte und der Chevalier, der mitlachen mußte, erwiederte:

»Ich weiß nicht was unserm Freunde Esperance heute aus den Augen leuchtet.«

»Die Freude, Herr Chevalier.«

»Harnibieu! Die Freude über die Gefangenschaft. Sie sind leicht zu befriedigen. Wenn Ihnen das Gefängniß so gut behagt, so sollten wir den König bitten, Sie von Zeit zu Zeit einstecken zu lassen, um Sie bei guter Laune zu erhalten. Dieser Christenmensch kommt ganz blaß und melancholisch aus Italien zurück; er seufzte, daß es die Steine hätte erbarmen können, er hatte nur Todesgedanken. — Da schickt man ihn wie einen Zigeuner ins Gefängniß; ich bilde mir ein, er werde es nicht überleben, weil ich seine melancholische Stimmung kenne. Ich habe zwei Nächte nicht geschlafen . . . und jetzt . . . da haben wir's!«

Esperance lachte immer fort und Pontis stimmte mit ein, ohne zu wissen warum.

»Es ist um aus der Haut zu fahren,« rief der Chevalier mit komischem Zorne; »man möchte die närrischen Käuze erheitern und es geht nicht, und will man sie einmal melan-

cholisch machen, so lachen sie wie die Fliegen in der Sonne. Mordieu, wir wollen ins Louvre gehen, um den grauen Bart und die gespaltene Lippe des Königs anzusehen. Das wird Euch vielleicht an La Ramée erinnern, den man viertheilen wird, wenn er Euch nicht vorher verschlingt . . . und an die kleine Schlange Châtel, dem man jetzt die Haut über die Ohren zieht, um ihm ein Geständniß zu entlocken. Ihr werdet auch an eure Freundin d'Entragues denken, die es so gut mit Euch meint, und an die Messerchen der Mama Touchet und andere hübsche Sächelchen. Wir wollen doch sehen, ob Ihr dem König ins Angesicht lachen werdet. Das Châtelet steht auf dem alten Fleck, und der brave Gouverneur ist noch darin . . . Apropos, er heißt Dujardin! Und er war der Vater seines Sohnes, Sie wissen, was ich meine, Esperance . . . Lachen Sie auch über ihn, wenn Sie wollen!«

Die beiden jungen Leute beruhigten sich dem Chevalier zu Gefallen, und alle Drei begaben sich ins Louvre, wo Pontis wohl sah, daß die Gleichheit nur ein Hirngespinnst auf dieser Erde ist, denn er blieb draußen, während seine beiden Begleiter in das Cabinet des Königs gingen.

Esperance hatte alle Ursache, mit seinem Besuch zufrieden zu seyn. Heinrich IV. war ungemein freundlich gegen ihn, aber er machte ihn nicht zum Gegenstande öffentlicher Schmeicheleien. Er führte ihn auf die Seite und sagte mit seinem herzgewinnenden Lächeln:

»Die Sache muß unter uns bleiben. Es ist nicht bekannt, daß der Tyrann Heinrich Sie in den Kerker geschickt hat; wir wollen es der Welt nicht erzählen. Man müßte der neugierigen, geschwätzigen Welt auch sagen, daß sich der König wie ein Schüler, der Schüler wie ein König benom-

men hat. Mein Königthum ist aber nicht stark genug, um solche Erschütterungen zu tragen. Wir wollen gute Freunde bleiben, junger Mann. Ich brauche Sie und ohne den vertrauten Dämon der Frauen, der an den Ehemännern immer zum Verräther wird, hätten Sie mir einen großen Dienst erwiesen. Indeß mag Ihr guter Wille für die That gelten. Verlangen Sie daher von mir, was Sie wollen, es soll Ihnen gewährt werden, wenn es in meiner Macht steht . . . Bist Du zufrieden, Crillon?«

»Ist Esperance zufrieden?« fragte der Chevalier.

»Meine kühnsten Wünsche sind übertroffen,« antwortete Esperance, indem er ein Knie beugte.

»Sagen Sie, Freund,« setzte Heinrich IV. hinzu, »was wünschen Sie? Nur Geld dürfen Sie nicht von mir verlangen, das sage ich Ihnen im Voraus.«

»Ei, Sire, er wird Ihnen Geld leihen, wenn Sie wünschen,« sagte Crillon.

»Wirklich? Nun, ich lehne es nicht ab,« erwiederte der König. »Aber was will er?«

»Nichts, Sire, als die Ehre Ihrer königlichen Huld.«

»Das ist zu wenig,« sagte Heinrich IV., der etwas verlegen war, weil er nichts anzubieten hatte.

Esperance, dessen feiner Tact die Gedanken des Königs errieth, erwiederte:

»Sire, ich bin ein leidenschaftlicher Jäger und habe jetzt kein Jagdrevier.«

»Möchten Sie in meinem Gehäge jagen?« fragte Heinrich IV.

»Von Zeit zu Zeit, Sire, wenn Ew. Majestät es huldreichst erlauben.«

»Gut, ich gebe Ihnen die Erlaubniß,« erwiederte der König, ohne zu sehen, daß ein für Esperance allein sichtbares Engelsantlitz hinter der Tapete hervorschaute und ihm das versprochene Lächeln zuschickte.

Das Lächeln war schalkhaft, denn Gabriele hatte gehört, wie Heinrich IV. ihren Freund ermächtigte, in seinem Gehäge zu jagen. Sie fürchtete sich zu verrathen — und die Vision verschwand.

Die Audienz war beendet, Crillon entfernte sich mit seinem Schützlinge.

»Jetzt,« sagte er, »sind Sie des Königs Freund. Das Jagdrecht in den Waldungen Sr. Majestät öffnet Ihnen die königlichen Häuser . . . Sie haben jederzeit Zutritt.«

»So! jederzeit?« sagte Esperance mit scheinbarer Verwunderung.

»Ja wohl, der König mag da seyn oder nicht. Es ist ein Vorrecht, das nicht einmal allen Prinzen von Geblüt ertheilt wird. Der König wird Ihnen nicht wehren, in der Nacht mit der Laterne einen Hirsch zu hetzen.«

»Ich werde dieses Recht benutzen, aber nicht mißbrauchen,« antwortete Esperance mit einem Seufzer.

Er dachte dabei: »Ich werde Gabriele sehen, wenn ich will, und sogar ohne daß sie es weiß. Ich werde sie sehen, ohne daß Jemand glauben kann, daß ich sie suche . . . Das ist wahres Glück!«

In der Gallerie trennte sich Crillon von seinem jungen Freunde. Pontis fand Esperance in eben so heiterer Laune wie bei seiner Ankunft.

»Ich sehe,« sagte er, »daß Du gut im Zuge bist; spiele daher quitte ou double.«

»Was meinst Du damit?«

»Wir wollen uns unterhalten.«

»Ich bin mit dabei. Aber wie?«

»Ich habe eine geniale Idee. Gib ein Fest, um deinen Palast einzuweihen. Wir bewirthen alle lustigen Brüder und alle schönen Damen der Stadt; man muß einen Kreis um sich versammeln, Sambiou!«

»Oho, so viele Gäste . . .«

»Befolge meinen Rath, Esperance, wir müssen uns aufthun; ich will Dir sagen warum.«

»Laß hören.«

»Heute habe ich nicht Zeit, ich muß auf die Wache; aber morgen komme ich zum Frühstück, dann werde ich Dich ins Gebet nehmen.«

»Gut, ich erwarte Dich.«

Esperance begab sich langsam, auf dem längsten Wege nach Hause; er war so freudetrunken, daß ihm die freie Luft Bedürfniß war.

Im Vorsaal bemerkte er ein wunderhübsches Hirschkalb, das an einen Marmortisch gebunden war und Blumen aus einem Körbchen fraß. Das Thier trug ein ledernes Halsband mit einer silbernen Platte, auf welcher die Worte standen: »Königliche Jagd.«

Seine Leute meldeten ihm mit Stolz, es sey ein Geschenk aus dem Louvre.

»Von Gabriele,« sagte er für sich; »so viel Geist und Gemüth mit so vollendeter Schönheit gepaart! O mein Gott, bin ich nicht zu glücklich?«

VI.

Ballintriguen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß wir den Leser noch nicht mit dem reichen Zamet, dem Besitzer der famosen siebzehnhunderttausend Thaler, dessen Hôtel in ganz Paris berühmt war, wieder bekannt gemacht haben.

Zamet, der wegen seines Reichthums bei dem ganzen Adel und den Ministern sehr beliebt war, gehörte zu den sonderbaren Gestalten, welche die Geschichte nicht immer zu porträtiren vermag. Was ein solcher Mann offen thut, nimmt in den Annalen eines Zeitabschnittes wenig Platz ein; aber wer seine Spur in den geheimen Gängen, auf denen er sein Ziel zu erlangeu sucht, aufzufinden weiß, wer das geheimnißvolle Dunkel, mit welchem er sich umgibt, mit dem Schimmer der Wahrheit aufzuhellen versteht, würde sich wundern welche riesenhaften Verhältnisse plötzlich diese Gestalt annimmt.

Zamet, ein den Medicis treu ergebener Florentiner und ihr Agent in Frankreich, diente diesem Hause mit einer Treue und Ergebenheit, als deren Ursache er die Dankbarkeit angab, die man aber ohne Verleumdung dem zügellosesten Ehrgeize zuschrieb. Er verdankte sein Vermögen der Katharina von Medici und hegte die Hoffnung, daß eine andere Medici dieses Vermögen verzehnfachen werde; aber um ein solches Resultat zu erzielen, wären die Kräfte eines Menschen unzureichend

gewesen; es gab keine Medicis in Frankreich mehr. Katharina war nebst ihrer wenig bedauerten Nachkommenschaft todt und die französische Nation schien nicht geneigt, ihre Stirn noch einmal unter das Joch der Italiener zu beugen.

Medici war ein Name, der damals Revolution, Bartholomäusnacht, Bürgerkrieg und auswärtigen Krieg bedeutete; er bedeutete auch Hungersnoth, Bestechung, Familienverbrechen. Dreißig Jahre des Blutvergießens und gewissenlose Beraubungen bildeten ein blutiges und schändliches Gefolge zu diesem Namen, der ziemlich unmöglich geworden war. Indeß suchte Zamet das Wappen der Medici mit den französischen Lilien wieder zu vereinigen; er nahm seine Maßregeln; die Geschichte wird bald zeigen, ob er sich täuschte. Einige Zeit nach dem im letzten Capitel erzählten Vorfalle ging Zamet eines Abends in dem großen Saale seines Hotels auf und ab; er war nachdenkend und sorgenvoll; er hatte eben einen Brief aus Florenz erhalten.

An einem Tische saß Signora Leonora, ebenfalls sehr nachdenkend; ihr feuriges geistreiches Auge befragte den rebellischen Dämon der Inspiration; in einem Winkel des Saales saß ein schöner, schläfriger, fauler Mann, der die Haltung eines Cavaliers und die Schüchternheit eines Lakeien hatte, und erwartete ein Wort von Zamet oder Leonora, um sich seiner behaglichen Ruhe zu entreißen.

»Der Courier wartet,« sagte Zamet in italienischer Sprache, »und die Depesche muß noch diesen Abend abgeschickt werden. Was gibt's drüben Neues? Habt Ihr eine Idee, Leonora?«

»Ich hätte schon eine Idee, wenn wir lügen wollten,« antwortete die Florentinerin; »aber wozu lügen? dort drüben braucht man Wahrheit.«

»Und die Wahrheit spricht, daß der König nicht todt ist.«

»Das kann man schreiben, und in Florenz wird die Nachricht wohl aufgenommen werden.«

»Die Wahrheit ist auch, daß der König sich wieder zur Marquise von Monceaux gewendet hat, nachdem er sich mit ihr entzweit hatte. Ich hatte schon Unterhandlungen mit Herrn von Sully angeknüpft.«

»Das wird schlecht gehen,« sagte Leonora, »indessen muß es nach Florenz gemeldet werden.«

»Man würde bei unseren Prinzen sehen, daß nichts Neues geschehen ist. Uebrigens drängt die Zeit.«

Leonora zuckte die Achseln mit einer Miene, welche bedeutete: »Was kann ich dazu thun?«

»Der Brief wird bald geschrieben seyn,« sagte Zamet.

»Und auch bald gelesen.«

Zamet murrte widerstrebend:

»Ihr müßt schreiben.«

»Sie würden mir es nicht zweimal zu sagen haben, wenn ich schreiben könnte. Nehmen Sie die Feder.«

»Ich habe die Gicht,« erwiederte Zamet.

Leonora erwiederte: »Diese Gicht würde nicht zum Vorschein kommen, wenn Sie gute Nachrichten abzuschicken hätten. Concino, Du hast keine Gicht, schreibe!«

Der faule Italiener reckte sich aus, wie ein aus dem Schlafe kommender Hund; Leonora reichte ihm die Feder, die er mit der linken Hand faßte.

»Sie werden wenigstens dictiren,« sagte sie zu Zamet.

Der Banquier dictirte nun eine Uebersicht der Thatsachen, welche in der letzten Zeit vorgefallen waren: die

Wunde des Königs, seine Versöhnung mit Gabriele, die Erklärung des angeblichen Valois.

Concino schrieb langsam und zögernd mit der linken Hand. Zamet warf es ihm vor, und er schützte eine Brandwunde am rechten Daumen vor. Er wollte aber für den Fall einer Ueberraschung seine Handschrift nicht erkannt wissen, und es gelang ihm vollkommen, sein Gekritzel würde dem geschicktesten Criminalactuar nicht erkennbar gewesen seyn.

Als er zu verstehen glaubte, daß der Brief geendet sey, warf er die Feder weg und schüttelte sich, wie nach einer schweren Arbeit.

»Bin ich frei?« fragte er.

»Ja!« sagte Leonora.

»Wo geht er den jeden Abend hin?« fragte Zamet.

»Er spielt,« erwiederte Leonora, »um uns ein Heiratsgut zu ergaunern, das uns, wie ich sehe, Niemand geben wird, wenn wir es nicht selbst verdienen.«

Dieser offenbare Angriff auf Zamet's Geldkiste hatte keinen Erfolg, führte aber das Ende der Unterredung herbei. Concino stand auf und entfernte sich.

Zamet las die Depesche durch und versiegelte sie mit einem aus mehren Buchstaben bestehenden Petschaft, und Leonora nahm den Brief, um ihn dem zur Abreise bereiten Courier zu übergeben.

»Jetzt,« sagte Zamet, »jetzt ist es Zeit, daß man mich ankleide, wenn ich zum Nachbar auf den Ball gehen will . . . zum Nachbar, der vom Himmel gefallen ist und reicher seyn soll als ich.«

Er ging wieder in sein Zimmer, indem er diese Worte mit bitterer Ironie sprach. Kaum war Leonora allein, so öffnete sie vorsichtig die Depesche, schrieb schnell einige Zeilen in

das Couvert, ohne das Siegel zu brechen, und ging dann hinunter, um dem wartenden Courier den Brief zu übergeben.

Als sie wieder in den Vorsaal kam, hörte man draußen Hufschläge. Leonora ging wieder hinein, und zwei Minuten nachher wurde sie von einer jungen klangvollen Stimme beim Namen gerufen. Es war Henriette, die in einen Mantel gehüllt erschien; sie sah blaß und leidend aus und befand sich offenbar in großer Verlegenheit, als ob sie irgend einen großen Plan ausführen wollte. Leonora empfing sie mit echt italienischer Zuvorkommenheit, bot ihr einen Stuhl, schmeichelte ihr, legte ihr ein Wolfsfell unter die Füße und sagte ihr tausend Schmeicheleien über ihre Schönheit. Henriette hörte zerstreut zu, oder vielmehr sie hörte gar nicht zu.

»Was fehlt Ihnen?« sagte Leonora; »was führt Sie zu mir?«

»Mein Vater,« erwiederte Henriette in italienischer Sprache; »er ist bei Zamet, mit welchem er redet, während wir hier mit einander plaudern.«

»Jetzt geschwind, was gibt's, Signora?«

»Oh! beinahe gar nichts, aber dieses Nichts wird nur nützlich seyn, wenn Du es unternehmen willst.«

»Ich bin bereit!«

Henriette sammelte ihre Gedanken, um sie mit Vortheil auseinander zu setzen; eine echte Diplomatentaktik, um dem Gegner die Wahrheit zu entlocken und seine eigenen Gedanken zu verbergen.

»Geht Herr Zamet diesen Abend auf den Ball?« sagte sie.

»Ja, Signora.«

»Zu einem benachbarten Cavalier?«

»Ja, zu dem nächsten Nachbar.«

»Ein sehr schöner Ball, wie man sagt. Man verspricht sich Wunderdinge; es ist ein wahres Ereigniß!«

»Wer hat Herrn Zamet eingeladen? . . . wahrscheinlich der Nachbar?«

»Ich glaube nicht, ein großer Krieger, Illustrissima Spada, der neulich Abends hier war.«

»Wahrscheinlich der Chevalier von Crillon?«

»Ganz recht!«

»Nein! ich weiß nicht einmal wie er heißt.«

»Das thut auch nichts, ich hoffte nur, daß Du ihn gesehen hättest!«

»Warum das?«

»Um ihn nöthigenfalls wieder zu erkennen.«

»Nun, wenn's weiter nichts ist! Ich kann ihn diesen Abend sehen, wenn es mir Vergnügen macht.«

»Wie so?«

»Ich stelle eine Leiter an die Gartenmauer, das Fest wird im Garten stattfinden, der bewußte Cavalier wird im Garten umhergehen uud ich werde ihn sehen.«

Henriettens Augen funkelten. »Das ist eine Idee,« sagte sie; »es ist wahr, eine Leiter . . . Das Mittel ist nicht edel,« sagte sie mit bitterem Lächeln; »aber wenn man nicht eingeladen ist, so richtet man sich ein so gut man kann.«

»Das wundert mich sehr,« sagte Leonora, »viele Personen vom Hofe sind eingeladen, wie man sagt; warum sind Sie mit Ihrer Familie nicht unter den Gästen?«

»Ich weiß es nicht; aber was liegt mir daran! Leonora, es kommt ja darauf nicht an.«

»Es scheint Dir viel daran zu liegen,« dachte die Italienerin, als sie Henriettens finsteres Gesicht bemerkte.

»Wir sagen,« fuhr Henriette fort, »daß Du die bewußte Person sehen kannst . . . das ist schon viel, aber es ist noch nicht genug; wenn Du sie genau gesehen hast, so daß Du sie überall und immer wieder erkennen kannst, so mußt Du das Haus genau in Augenschein nehmen.«

»Sein Haus?«

»Und Du mußt überall seine Schritte beobachten oder beobachten lassen.«

Leonora wurde ernst.

»Sie sagen mir nicht genug oder zu viel!« erwiederte sie. »Ein halbverstandener Befehl wird fast immer schlecht vollzogen. Beobachten ist ein vieldeutiges Wort; erklären Sie sich deutlich: wen soll ich beobachten? wo? warum?«

Henriette sah die schlaue Italienerin scharf an.

»Ich glaubte, Leonora, wenn ich mich an eine Wahrsagerin wendete, könnte ich mir die Hälfte der Erklärung ersparen.«

»Mit halben Erklärungen werde ich nie etwas Ganzes errathen; aber mit einem Viertel werde ich höchstens die Hälfte errathen können.«

»Nun,« sagte Henriette, sorgfältig jedes Wort wählend, »ich bin von einer Freundin beauftragt, welche diesen jungen Cavalier liebt.«

»Also ein junger Cavalier?«

»Ich vermuthe es; ich bin beauftragt zu erforschen, ob sie auf Gegenliebe zählen darf. Du mußt wissen, daß meine Freundin zweifelt.«

»Ist sie schön?«

»Ja, vielleicht . . .«

»Nun, warum sollte er sie denn nicht lieben?«

»Das ist noch kein Grund.«

»Ja, es hängt von der Art der Liebe ab, welche Ihre Freundin in Anspruch nimmt.«

»Sie macht keine sehr hohen Ansprüche. Aber, Leonora, wenn das Herz des jungen Cavaliers schon anderswo in Anspruch genommen wäre — das möchte ich wissen . . . nemlich im Interesse meiner Freundin.«

»Gut! es bleibt bei der Verabredung und um dieses zu wissen, soll ich den jungen Cavalier beobachten oder beobachten lassen?«

»Allerdings!«

»Ich soll wissen wohin er geht?«

»Ja, Leonora.«

»Wen er spricht?«

»Ja.«

»Wen er liebt?«

»Du hast es errathen. Meine Freundin wird Dir sehr dankbar seyn; ich habe ihr gesagt, Du wohnest hundert Schritte von dem Hause des bewußten Cavaliers.«

»Dreißig Schritte, Signora.«

»Daß Du aus deinem Fenster in seinen Garten sehen kannst . . .«

»Beinahe in sein Haus!«

»Und meine Freundin ist über diese Nachrichten so erfreut, daß sie mir für Dich diese zwanzig Ducaten gegeben hat; sie behält sich übrigens vor, deine Mühe nach Gebühr zu belohnen.«

Leonora nahm die Ducaten, welche sie mit schlecht verhehlter Habgier in die Tasche steckte.

»Ich werde mehr thun, als über die Gartenmauer schauen; ich werde in das Haus gehen.«

»Du kannst es?«

»Es ist ganz leicht, Zamet geht ja auch hinein, und er ist noch viel dicker als ich.«

»Aber wenn er Dir dort begegnete?«

»Ich werde ihm schon auszuweichen wissen. Uebrigens wenn er mich auch sieht, was liegt daran, ich bin ja frei.«

»Aber Du bist nicht eingeladen?«

»Ich gehe überall hin, wo ich will, und wenn ich einmal im Hause des jungen Cavaliers bin, so müßte ich sehr einfältig seyn, wenn ich ihn nicht zu sprechen bekäme, und er müßte sehr schlau seyn, wenn es ihm gelänge, mir etwas zu verbergen.«

»Leonora, Du bist eine Perle! Wann fängst Du an?«

»Diesen Abend.«

»Es ist diesen Abend Ball, nicht wahr?«

»Ja; wenn der junge Cavalier Jemand liebt, so wird diese Person auf jeden Fall den Ball besuchen; für wen gibt man denn sonst einen Ball, als für seine Geliebte, und wenn sie da ist, so werde ich sie Ihnen vielleicht vor Mitternacht melden.«

»Du hast Recht,« sagte Henriette erfreut, »jedes deiner Worte ist eine Weisheitsregel. Während Du so manipulirst, will ich mir das Vergnügen machen, Dich zu beobachten. Du hast mich auf geniale Gedanken gebracht, und diese Leiter ist wirklich sehr anlockend. Dein Garten ist dunkel und öde, nicht wahr?«

»Um so mehr, da Zamet abwesend ist. Concino ebenfalls. Die Leute werden spielen oder sich frühzeitig schlafen legen.«

»Nun, ich werde meinem Vater sagen, daß Du mir Unterricht im Kartenlegen gibst und daß er in das Hôtel zurückkehren und mich in zwei Stunden abholen lassen kann. Inzwischen bleibst Du bei mir; sobald mein Vater fort ist, schlüpfst Du zum Nachbar hinüber, nachdem Du mich an die Gartenmauer geführt und die Leiter angesetzt hast. Es wird eine pikante Partie werden!«

»Allerdings, und Sie werden das Fest sehen, als ob Sie dazu eingeladen wären.«

Henriette biß sich in die Lippen.

»Siehst Du wirklich kein Hinderniß, Leonora, das unsern Plan vereiteln könnte?«

»Nein! Aber man muß auf Alles bedacht seyn. Ich lege mein schönes florentinisches Kleid an, das mir so gut steht, und ich stehe dafür, daß ich die Aufmerksamkeit eines Königs erregen werde, wenn er sich auf dem Ball befindet.«

»Es wäre nicht unmöglich, daß der König auf dem Ball wäre,« sagte Henriette lebhaft.

Sie wurden durch die Ankunft des Grafen d'Entragues unterbrochen, der seine Tochter suchte. Alles ging von Statten, wie es die Beiden verabredet hatten. Der Vater ging fort und ließ Henriette mit der Wahrsagerin allein.

Aber kaum war er draußen, so ließ sich Leonora von Henriette ankleiden, sie bedeckte ihr schönes Haar mit dem florentinischen Kopfputz, zwängte ihre Taille in ein mit Gold gesticktes Mieder und ihr zarter Fuß schimmerte in rothseidenen Strümpfen unter dem kurzen bunten Röckchen. In diesem Anzuge hatte sie jenen eigenthümlichen Reiz, welcher immer die regelmäßigen Schönheiten in den Schatten stellt,

und Henriette gestand, daß sie nie einen feurigern, für die Ruhe der Cavaliere gefährlichern Blick gesehen habe.

Leonora führte ihre Begleiterin in den dunklen Garten und setzte eine schwere Leiter an die Mauer. Henriette stieg hinauf und verbarg ihr Gesicht hinter den wuchernden Epheuranken, welche von einer Vase auf die Mauer herabwallten.

»Ich sehe . . . ich danke Dir!« flüsterte sie, indem sie sich zu Leonora neigte.

Sie hatte sich in ihren Mantel gehüllt und stützte die Arme auf die Mauer. So wartete sie geduldig. Leonora versprach bald zurückzukommen.

Jenseit der Mauer hörte man die Instrumente stimmen, und die Lampen wurden in den Alleen angezündet. Der Abend war herrlich, der erste Hauch des Frühlings hatte die Erde erwärmt, die Veilchen verbreiteten in der Dunkelheit ihren würzigen Duft, der Schein der Fackeln und der farbigen Lampen beleuchteten die in dem ersten Grün des Frühlings prangenden Zweige. In der Ferne glänzte das Haus; die Fensterscheiben sahen aus wie Feuergarben. Die Schaar der Gäste zerstreute sich nach und nach im Garten; im großen Saale des Erdgeschosses ward das Souper aufgetragen. Das Ganze gewährte einen feenhaften Anblick, man glaubte eines jener riesenhaften Gelage zu sehen, welche Paul Veronese in die Scene gesetzt hat. Der freigebige Cavalier, der sich unter solchen Auspicien in die große Welt einführte, mußte bald viele Freunde bekommen.

Pontis, der in einem ungemein glänzenden Anzuge erschienen war, trieb sich in der Nähe der Schenktische umher, als ob er die Wache beziehen wollte; vermuthlich wollte

er sich gewisse fette Bissen oder gewisse Flaschen auswählen.

Esperance war heiter und zuvorkommend wie immer; er durchwanderte die Gruppen seiner Gäste und empfing dann und wann Glückwünsche und Lobeserhebungen. Ein Hirschkalb folgte ihm und suchte seine liebkosende Hand zu erhaschen, und als er durch die Alleen ging, um seine Befehle zu ertheilen oder um eine Dame flüsternd zu begleiten, folgte ihm ein Gemurmel der Bewunderung.

Zamet ging ebenfalls im Garten spaziren, nachdem er die Kosten dieses wahrhaft fürstlichen Festes genau berechnet hatte. Er hatte Crillon aufgesucht, der mit boshafter Schadenfreude dem Geldmann zu beweisen suchte, daß er in Zukunft Hiob, Esperance aber Crösus heißen müsse.

Zamet, der etwas verstimmt ward, wollte sich Gewißheit verschaffen und näherte sich mit den Uebrigen, um den liebenswürdigen Wirth zu begrüßen. Crillon ließ sie einige Zeit allein gehen und von Geldangelegenheiten sprechen; der junge Cavalier ward indessen trotz seiner Offenheit durch dieses Gespräch in Verlegenheit gesetzt.

Plötzlich stieß Zamet einen Schrei der Ueberraschung aus und entfernte sich sehr verlegen von Esperance.

»Was gibt's, Herr Zamet?« fragte dieser.

»Haben Sie dort nicht eine weibliche Gestalt in italienischem Costüm hinter den Bäumen gesehen?«

»Nein! aber man kann suchen . . .«

»Das wäre sonderbar,« sagte Zamet für sich; »ja sie ist es!«

Leonora huschte wirklich vorüber.

»Meinen Sie jenes kleine Frauenzimmer, das uns den Rücken zukehrt?«

»Oh! ich habe ihr Gesicht recht gut gesehen.«

»Sie kennen sie?«

»Allerdings! und ich begreife nicht, wie sie hieher kommt. Erlauben Sie, lieber Herr, daß ich meine Neugier befriedige.«

Bei diesen Worten ging Zamet rasch auf die Allee zu, in welcher die Italienerin eben verschwunden war.

Esperance hatte kaum Zeit sich zu fragen, wer die Italienerin sey, als er sie plötzlich hinter einem Baume hervorkommen sah. Sie kam gerade auf ihn zu, blieb vor ihm stehen und sah ihn mit freudigem Erstaunen an.

»Speranza!« rief sie.

»Die Florentinerin mit den rothen Hosen,« dachte Esperance; »welch ein merkwürdiger Zufall!«

»Was!« erwiederte Leonora, »Sie sind der Herr vom Hause?«

»Allerdings!«

»Wirklich?«

»Fragen Sie nur Herrn Zamet; er hat Sie gesehen und sucht Sie in diesem Augenblicke.«

»Oh! führen Sie mich nur etwas auf die Seite und schenken Sie mir einige Momente,« sagte sie seinen Arm fassend, »ich muß mit Ihnen reden.«

VII.

Thue recht, scheue Niemand.

Es war die Stunde, wo die ermüdeten Tänzer auf Erfrischung denken und wo die Instrumente heiser werden. Das Souper war nun der Hauptmagnet, die Tische füllten sich mit hungrigen Gästen. Esperance, der die junge Florentinerin forschend beobachtete, bemerkte wohl, daß sie ihm etwas Ernstes zu sagen hatte. Er entfernte sich einen Augenblick, um bei dem Souper zu erscheinen und die Honneurs zu machen, und während er mit dem Versprechen bald wieder zu kommen sich entfernte, ging Leonora allein durch die Allee, an deren Ende die Mauer sich erhob, welche Henriette d'Entragues zu ihrem Beobachtungsposten gewählt hatte.

Am Ende dieser Allee begegnete Leonora plötzlich dem Banquier Zamet, der ihr aufgelauert hatte und bereit war, ihr in den Weg zu treten. Sein Gesicht verrieth die Unruhe seines Gemüthes.

»Leonora,« sagte er auf die Italienerin zutretend, »warum seyd Ihr hier, und warum diese Unterredung mit dem jungen Cavalier?«

»Ich könnte Ihnen antworten,« sagte sie lächelnd, »daß Sie das nicht kümmere.«

»Nein, das können Sie nicht; denn den geringsten verdächtigen Schritt, den Sie in Paris thun werden, muß ich an Ihre Hoheiten nach Florenz melden.«

»So würde ich es auch machen müssen,« sagte Leonora, »wenn Sie mir Verdacht einflößen; indessen lasse ich Ihnen genug Freiheit. Nicht wahr? Sie spinnen nach allen Richtungen hin die Fäden Ihrer Geschäfte und ich lasse es ruhig geschehen.«

Zamet, durch diese Geistesgegenwart der jungen Italienerin etwas verblüfft, erwiederte, daß man sich durch eine Anklage nie rechtfertige.

»Ich klage Sie nicht an, Signor Zamet, ich vertheidige mich nur; ich bin hieher gekommen, weil ich den Herrn vom Hause kenne. Sie wissen, es ist der junge Cavalier, den ich so wunderbarer Weise am Thore von Melun antraf, als man mich verhaften wollte; er nahm mich in Schutz und rettete mein Geheimniß und mein Leben.«

»Ah! der ist es? das ist etwas Anderes!« sagte Zamet; »indessen hättet Ihr es mir sagen können.«

»Ich wußte es nicht, daß er unser nächster Nachbar sey.«

»Ihr wußtet es vor einer Stunde noch nicht, daß er unser Nachbar ist? und wißt es jetzt?«

»Ja.«

»Das ist sonderbar!«

»Allerdings; aber mein ganzes Geschick ist ja sonderbar; ich habe in unsern ältern Dichtern gelesen, daß die drei Göttinnen, welche den Lebensfaden der Sterblichen spinnen, je nach Bedürfniß die goldenen Fäden für das Glück und den schwarzen Faden für Unglück verwenden. Mein Strähn muß sonderbar bunt seyn.«

»Alles das erklärt mir nicht,« fuhr Zamet fort, »wie Ihr in einer Minute erfahren habt, daß Ihr den Signor Speranza kennt.«

»Speranza,« erwiederte sie lächelnd, »der schöne Speranza! Ihr müßt gestehen, daß er wirklich schön ist und daß in seiner Nähe ein weibliches Herz wohl schneller pochen kann?«

»Du bist also verliebt, Leonora?«

»Warum nicht?«

»Aber Concino? . . .«

»Wir sind ja noch nicht verheirathet.«

»Um so mehr, Du kleiner Unhold, hast Du Ursache ihn nicht zu betrügen!«

»Concino ist zu träge, um sich mit derlei Dingen zu beschäftigen. Uebrigens,« setzte sie ernster hinzu, »ist das lauter Unsinn. Speranza wird bald wieder kommen, und ich will ernsthafter mit Euch reden.«

»Wie! er wird wieder kommen? . . . hieher zu Dir?«

»Ja!«

»Er will seine ganze Gesellschaft verlassen, um Dich unter vier Augen zu sprechen?«

»Ja.«

»Man wird darüber schwätzen, das wird ihm sehr schaden!«

»Impertinenter Mensch!« sagte Leonora mit einem Flammenblick; »ich bin doch eben so gut wie die Andern, mit denen er so eben spricht.«

»Allerdings,« erwiederte Zamet, »aber . . .«

»Und vorzüglich bin ich doch so gut wie die, welche mich an ihn abgeschickt hat.«

»So?« erwiederte Zamet, »hat Jemand Dich an ihn abgeschickt, wer denn?«

»Die Signorina, die Signorinetta, die regina futura.«

»Henriette d'Entragues?«

»Still! . . . sprechen Sie diesen Namen nicht so laut aus.«

»Sie lauscht also? . . . oh! sehr gut!«

»Und wenn Ihr nach Hause geht, stoßt nicht an ihre Leiter, Ihr würdet Ihrer künftigen Majestät den Hals brechen.«

»O! brave Leonora . . . wie geistreich bist Du!«

»Wirklich?«

»Wie! Henriette d'Entragues schickt Dich zu Esperance?«

»Im Namen einer Freundin,« sagte Leonora mit einem pfiffigen Lächeln.

»Das heißt, sie ist in ihn verliebt! . . . Und was sollst Du zu Esperance sagen?«

»Oh! vielerlei; laßt mich nur machen!«

»Ach! Leonora, sobald wir sie hingebracht haben, wo sie sitzen will, wird sie nicht so schwer zu stürzen seyn, wie die Marquise von Monceaux.«

»Ich hoffe es!«

»Aber nimm Dich in Acht, Leonora! compromittire sie nicht zu früh mit Esperance.«

»Oh! fürchtet nichts,« sagte die Italienerin lächelnd.

»Der Augenblick ist günstig für uns; der König beißt an, sie hat ihn bezaubert, trotz ihrer Ränkesucht. Gestern hatte er sich unter der Hand nach ihr erkundigt, und damit noch nicht zufrieden, hat er seinen La Varenne abgeschickt, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Die Sache geht gut, wir wollen nicht hinderlich seyn.«

»Fürchtet nichts, sage ich Euch, Signor Zamet. Speranza ist zu liebenswürdig, als daß ich ihn dieser Französin

preisgeben möchte. Oh! nein, der liebe Speranza! sie soll ihn nicht haben!«

»Nicht wahr, Du willst ihn für Dich behalten?« sagte der alte Florentiner mit zweideutigem Lächeln.

»Das wäre das größte Glück, das ihm widerfahren könnte . . . Aber ich höre drüben lachen . . .«

»Oh, der Wein ist feurig! wie der Herr vom Hause. Er kommt, er kommt!«

»Ich eile davon!«

»Nein, Ihr müßt bleiben! Wir wollen uns nicht das Ansehen der Geheimnißkrämer geben. Ihr habt mich hier überrascht. Desto besser!«

»Aber was bist Du für ihn? Ich muß es wissen.«

»Ich bin Leonora Galigaï, die Frau Concino's, des Schützlings der Maria von Medici.«

Zamet fuhr erschrocken zurück. »Unglückliche!« sagte er, »Du hast ihm diesen Namen genannt?«

»Warum nicht? ich muß ihm doch beweisen, daß ich weder eine Spanierin noch eine Abenteuerin bin, die seines Schutzes unwürdig ist.«

»Aber er kann errathen, daß Du hier der Prinzessin dienst.«

»Was? seyd Ihr nicht auch ein Florentiner und zugleich ein guter Freund der Marquise von Monceaux? . . .«

»Schweig, er könnte uns hören.«

Esperance kam wirklich zurück; er suchte seine Italienerin. Er sah sie an Zamet's Arm.

»Was!« sagte er scherzend, »Signor Zamet hat also sein florentinisches Täubchen im Fluge erhascht?«

»Die florentinischen Täubchen, Signor Esperance,« unterbrach ihn Leonora, indem sie Zamet's Arm los ließ und

sich zu ihm wendete, »die florentinischen Täubchen sind weiß mit rosenfarbenen Augen, und ich bin schwarz mit schwarzen Augen, ich bin nur ein kleiner Rabe.«

»Dieser kleine Schalk,« sagte Zamet, »wollte durchaus hierher kommen; sie ist hier, Sie sind der Herr vom Hause . . . ich verlasse Sie.«

Esperance erwiederte lächelnd: »Bei mir ist sie schon in Sicherheit.«

Leonora sah ihn mit einem sonderbaren Blick an, als ob sie ihm diese Worte zum Vorwurf machen wollte. Zamet machte eine Verbeugung und entfernte sich.

»Ich stehe zu euerem Befehl, kleiner Rabe,« sagte Esperance; »aber zuvor eine Frage.«

»Laßt sie hören.«

»Zamet hat eben gesagt, daß Ihr gewünscht hättet, zu mir zu kommen.«

»Das ist wahr.«

»In der That sehr sonderbar!«

»Ich sage nicht nein, aber Ihr werdet mich anhören, nicht wahr?«

Bei diesen Worten drückte sie ihm zärtlich den Arm.

»Ich bin gekommen,« sagte sie, »um Ihnen einen Dienst zu erweisen, oder wenigstens um Ihnen einen Verdruß zu ersparen.«

»Ich danke.«

»Sie zweifeln doch nicht an der Theilnahme, die Sie mir eingeflößt haben? . . . es ist aufrichtiger Dank.«

»Die Tugend der edlen Herzen.«

»Ich suchte eine Gelegenheit, diese Schuld abzutragen . . . die Gelegenheit hat sich dargeboten.«

»Aber,« sagte Esperance, »Sie haben mir immer noch

nicht erklärt, wie Sie mir einen Dienst erwiesen haben, ohne zu wissen, daß Sie zu mir kommen würden.«

»Caro Signore! wir wollen dieses Capitel nicht ausführlich erörtern. Es würde zu überflüssigen Nebenbemerkungen führen, wir wollen das Resultat ins Auge fassen, indessen will ich offen gegen Sie seyn . . . ich komme zum Herrn dieses Hauses mit einer gewissen Botschaft, da sah ich plötzlich den theuern Signor Esperance . . . ein Gesicht, das man nie vergißt, . . . und plötzlich kamen mir andere Gedanken. Man hatte mich beauftragt, den Herrn dieses Hauses zu befragen. Merken Sie wohl, nicht Speranza!«

»Sie sollten ihn fragen?«

»Ja, wer die Schöne ist, die er liebt,« sagte die Florentinerin langsam, indem sie seine Hände faßte und ihn mit ihren feurigen Augen ansah.

Esperance faßte sich schnell, aber seine Verlegenheit war der schlauen Italienerin nicht entgangen.

»Speranza,« sagte sie mit tiefem Gefühl, »ist nicht gezwungen mir zu antworten.«

»Diese Frage, meine schöne Freundin, kann sehr wichtig seyn, je nach der Person, welche sie an mich richtet. Thun Sie die Frage?«

»Ich will nicht sagen, daß mir die Lust dazu fehlt, Speranza,« antwortete sie mit zärtlichem Ton; »aber ich bin Ihnen zu sehr ergeben, um zu lügen, ich würde Ihnen keinen Dienst damit erweisen, und Sie sind Ihrer Sache gewiß. Ich will Ihnen aber einen Dienst erweisen, ich bin es Ihnen schuldig.«

»Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür seyn,« sagte Esperance, denn er konnte die Neugier, welche diese Frage

in ihm erregte, nicht mehr verbergen. »Wer suchte den Namen der Person zu erfahren, welche Esperance liebt? Wer konnte diesen Namen in der Tiefe seines Herzens gelesen haben?«

»Werden Sie es mir Dank wissen?« erwiederte Leonora feurig; »sagen Sie; sagen Sie, daß Sie es mir Dank wissen werden!«

Er faßte die Hand der Italienerin und drückte sie an seine Lippen; sie erblaßte.

»Es wäre mir unmöglich,« lispelte sie, »zu widerstehen, wenn Sie befehlen. Sie wollen wissen, wer die Person ist, die mich zu Ihnen schickte. Das Zartgefühl verbietet mir, ihren Namen zu nennen; aber thun Sie, was ich Ihnen vorschreiben will und Ihr Wunsch wird erfüllt werden.«

Er sah sie erstaunt an.

»Vergessen Sie nicht daß ich eine Zauberin bin. Dort geht ein Mann mit einer Fackel vorüber. Nicht wahr, es ist einer Ihrer Diener?«

»Ja, zufällig ein Neapolitaner; er wird Sie verstehen.«

»Befehlen Sie ihm zu thun, was ich sagen werde.«

Esperance rief den Diener und sprach einige Worte leise mit ihm.

Der Diener trat ehrerbietig auf Leonora zu, die ihm ins Ohr flüsterte:

»Geht bis zur letzten Tanne der Allee, und wenn wir zwanzig Schritte von Euch sind, so steckt wie zufällig mit eurer Fackel den ersten Zweig der Tanne in Brand, dann brecht den Zweig ab.«

Der Diener sah sie bestürzt an.

»Geschwind!« sagte Leonora.

»Ich habe Dir schon gesagt, daß Du ihr gehorsam seyn sollst,« setzte Esperance hinzu.

Der Diener verneigte sich und ging.

»Jetzt,« sagte sie zu Esperance, »sehen Sie wo wir sind.«

»In der Tannenallee.«

»Am Ende der Allee ist eine Mauer?«

»Ja, die Gartenmauer.«

»Was sehen Sie auf der Mauer?«

»Wir sind weit entfernt und es ist sehr dunkel, aber ich glaube eine steinerne Vase zu bemerken, von welcher Epheuranken herabwallen . . . aber dieser Neapolitaner scheint ja meine Bäume anzünden zu wollen?«

»Schauen Sie immer an den Ort und nähern Sie sich.«

Plötzlich schlug die Flamme aus dem harzigen Aste hervor und warf einen rothen Schein in das blasse Gesicht Henriettens, welche aus ihrem Verstecke hervorschaute.

Esperance wollte rufen. Leonora aber drückte ihm den Arm, drehte ihn um und setzte den Spazirgang in entgegengesetzter Richtung fort.

»Henriette!« flüsterte er, »Ihr werdet durch Henriette geschickt?«

Leonora antwortete nicht.

»Henriette will den Namen meiner Geliebten wissen; sie hat also eine Ahnung?«

»Sollte sie Gründe haben, eine Vermuthung zu hegen?«

»Keineswegs,« sagte Esperance, der begreiflich sehr unruhig war.

»Aber Sie sind doch verlegen . . . was soll ich ihr antworten?«

»Was Sie wollen, Leonora.«

»Aber etwas muß ich ihr doch antworten, Speranza . . . und zwar etwas Wahrscheinliches, denn sie ist weder leichtgläubig, noch leicht zu täuschen.«

»Antworten Sie ihr,« sagte Esperance heiter, »ich liebe Dich, mein kleiner Rabe!«

Die Augen der Italienerin sprühten Feuer.

»Ihr wollt es wirklich?« sagte sie leidenschaftlich.

Er sah sie an, diese Aufwallung hatte ihn eingeschüchtert.

»Ach! Sie werden schon kälter, Signor!«

»Nicht doch, Ihr entflammt mich mit eurer unwiderstehlichen Heiterkeit.«

»Ihr nennt das Heiterkeit?« sagte sie . . . »Wir wollen aufrichtig reden, Speranza; der Anblick dieses Gesichtes, das ich Euch oben auf der Mauer gezeigt habe, hat Euch sehr in Schrecken gesetzt.«

»Ich will es nicht läugnen . . . Schrecken kann man gerade nicht sagen.«

»Signora Henriette hat also den rechten Fleck getroffen; Sie fürchten, daß sie Ihre Liebschaften durchschaue.«

»Ich habe keine Liebschaften,« erwiederte Esperance lebhaft.

»Es ist nothwendig, daß Sie es ihr beweisen, Speranza, denn ich verstehe mich auf Physionogmik, und das Gesicht, welches wir so eben gesehen haben, war sehr drohend für Ihre Ruhe . . . Wie soll ich ihr beweisen, daß sie sich geirrt? . . . Sie sind unschlüssig? Sie besinnen sich? . . . Soll ich Ihnen zu Hilfe kommen?« setzte die Italienerin

mit unbeschreiblichem Lächeln hinzu. »Ich glaube eine Idee gefunden zu haben; diesen Dienst wollte ich Ihnen erweisen, sobald ich Sie wieder erkannt haben würde.«

»Ich nehme es an.«

»Es ist nur ein Versuch. Lieben Sie wirklich Jemand, und ich werde der Signora den Namen dieser Person nennen und ihr beweisen, daß ich nicht lüge . . . Es ist gar nicht schwer, Speranza, einen Namen kann man ja bald finden . . . Es sind viele Damen hier; ich betrachte sie eben und viele unter ihnen sind schön. Wenn Sie wählen wollten . . . vielleicht,« fuhr sie kaum vernehmbar fort, »vielleicht haben Sie nicht nöthig sich weiter umzusehen; denn Sie müssen wissen, daß Gott Sie nicht geschaffen hat, wie andere Menschen. Statt wie gewöhnlich zu athmen, hauchen Sie das Liebesfeuer aus, Sie haben den Zauber, wie man bei uns sagt; wer Sie sieht, geräth in Feuer; wer Sie berührt, erglüht.«

Bei diesen Worten schauderte sie und schien ihre ganze Seele in ihren Blick und in ihre Stimme zu legen.

»Die Gefahr ist groß,« dachte Esperance, »für mich und Gabriele. Zwei Evastöchter haben es auf mich abgesehen; die Eine ist meine Todfeindin, die Andere liebt mich. Mit der Einen würde ich den ganzen Einfluß der Andern vernichten; wenn ich wollte, könnte ich mein Geheimniß sichern, ja ich könnte Henriette ins Verderben stürzen. Was muß ich thun, um aus Leonora eine unbesiegbare Verbündete zu machen? Ein Händedruck, ein Kuß, ein Versprechen. Von tausend Männern würde nicht einer sich bedenken, und jeder von ihnen würde glauben als Ehrenmann zu handeln.«

Er drückte seine eiskalte Hand auf die Stirn.

»Nun, so antworten Sie mir doch,« sagte Leonora, »antworten Sie mir wie ein aufrichtiger Freund.«

»Ja, das will ich thun, Leonora,« erwiederte er; »ich will Sie als Freundin behandeln. Leonora, Sie sind an mich abgeschickt, um zu ermitteln, ob ich Jemand liebe? Ich würde Sie mit der größten Freude lieben, wenn mein Herz frei wäre, aber es ist nicht frei; ich habe in Venedig eine Geliebte zurückgelassen, die ich vergöttere; ich habe ihr geschworen, sie ewig zu lieben, und ich würde lieber sterben, als diesen Schwur brechen. O, ich weiß wohl, daß man mich auslachen würde, wenn diese abgeschmackte Treue gegen eine Abwesende in der großen Welt bekannt würde; aber ich spreche mit einem weiblichen Wesen, dessen Herz mir entgegengekommen ist. Sie verstehen mich, Leonora; Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie mit einiger Gewandtheit hätte betrügen können, daß ich Sie einige Stunden, einige Tage vielleicht mein genannt haben würde, wenn ich Liebe geheuchelt hätte; aber Sie werden mich noch besser verstehen, wenn ich hinzusetze — daß ich mir die Schwierigkeit, die Gefahren meiner Lage nicht verhehle, aber wenn ich, um diese Gefahren zu beschwören, zu einem Treubruch meine Zuflucht nehmen wollte, so würde ich mir nie verzeihen können, und Sie würden es mir auch nicht verzeihen, wenn auch Ihre Rettung aus meinem Treubruch hervorgehen würde. Sie würden vor Schmerz und ich vor Scham sterben. Ob sie es jemals erfahren werde, wird die Welt sagen! — Vielleicht nicht, nein! aber ich würde es wissen und würde es nie wieder wagen, ihr unter die Augen zu treten. — Dies ist meine Antwort, Leonora; ich liebe nur Eine; vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich gleichgiltig gegen meine Geliebte werde, wer kann dafür bürgen?

Dann werde ich Dich bitten, Leonora, mir das zu bewilligen, was ich heute von Dir nicht empfangen kann, das heißt, die Gabe der reizendsten Liebe, welche jemals ein Mann eingeflößt hat.«

Bei diesen Worten zog er die kalte Hand der Italienerin an seine Lippen. Leonora sah ihn bestürzt aber ohne Zorn an.

»Gut,« sagte sie nach langem Stillschweigen, »soll Ihre Freundin alles dies dem Fräulein d'Entragues melden?«

Esperance sah sie gerührt an. »Wenn man das Glück hat,« erwiederte er, »eine so geistreiche, zartfühlende Freundin wie Sie zu besitzen, dann schreibt man ihr nicht vor, was Sie zu thun hat, man vertraut ihrer Klugheit und ihrem Herzen.«

Leonora drückte seine beiden Hände und entfernte sich.

»Ach! so möchte ich geliebt werden,« sagte sie für sich; »aber ich werde den Namen der Glücklichen schon zu erfahren wissen. In acht Tagen muß Concino mir ihren Namen sagen; ja, so möchte ich geliebt werden! Es ist gewiß ein sehr vollkommenes Geschöpf, ein Wesen, das seiner würdig ist. Ich begreife jetzt wohl, daß Henriette eifersüchtig ist und die Glückliche kennen zu lernen wünscht. Sie mag suchen, ich werde ebenfalls nicht müßig seyn. O! ich werde sie finden, in acht Tagen muß ich ihren Namen wissen!«

VIII.

Ulysses und Diomedes.

Sobald Leonora sich entfernt hatte, versank Esperance wieder in seine traurigen Betrachtungen. »Die Gefahr wäre unendlich groß,« dachte er, »wenn ich für Gabriele eine gewöhnliche Liebe hegte, welche sich unbesonnen durch materielle Beweise kundgibt. Aber wie könnten wir preisgeben, was im Innersten unserer Herzen vorgeht? Welche Henriette wird meine Seufzer auffangen, um sie Heinrich IV. zu überbringen? welche Leonora wird auf Gabrielens Lippen das Lächeln auffangen, welches sie mir zuschickt, und den Kuß, der von ihrer Seele zu der meinen herüberschwebt? — Nie soll ein Brief, nie ein Stelldichein oder ein Liebeswort unser Geheimniß verrathen. Ich trotze daher meinen Feinden. Niemand soll ihr schaden! Niemand soll sich zu der Höhe meiner Liebe emporschwingen können; weder der Haß Henriettens, noch die Leidenschaft Leonorens soll mich hindern ruhig zu schlafen, wenn alle Gäste fort sind, wenn ich allein seyn werde; denn Niemand wird den Namen Gabrielens errathen, der in den innersten Tiefen meines Herzens vergraben ist.«

Während dieses Selbstgesprächs hatte Esperance wieder die Gruppen seiner Gäste erreicht, die sich schon entfernen wollten. Es entstanden nach und nach Lücken in den Quadrillen, die Musik schwieg und die Wachskerzen begannen zu

erlöschen. Esperance befand sich allein, wie er gewünscht hatte. Er bedauerte indeß, seinen beiden Freunden, die wahrscheinlich ebenfalls schon fort waren, nicht Lebewohl gesagt zu haben, und als der Intendant sich näherte, um ihn zu fragen, ob er mit dem Feste zufrieden sey, fragte ihn Esperance, wann sich der Chevalier von Crillon entfernt habe.

»Gnädigster Herr,« erwiederte der Intendant, »der Chevalier war vor etwa zwei Stunden durch das Geräusch und das Getümmel der Tänzer ermüdet, der Kopf wurde ihm schwer und er verlangte den Schlüssel des großen Cabinets; dort muß er noch seyn.«

»Führe mich hin,« erwiederte Esperance.

Der Intendant gehorchte. Crillon saß in einem großen Armsessel und schlief so fest, als ob er in seinem Bett gelegen hätte.

Esperance hütete sich wohl ihn zu stören; es lag so viel Heiterkeit und Ruhe auf der Stirne des braven Chevaliers; er zog also leise die Thüre wieder zu und ließ Crillon schlafen.

»Und Pontis?« fragte er den Intendanten; »hat er sich gut unterhalten?«

»O ja, gnädigster Herr, ich glaube es wenigstens.«

»Wohin ist er gegangen? zu Hause oder in das Quartier der Garden?«

»Nein, gnädiger Herr, nicht so weit, er ist ganz in der Nähe geblieben.«

Esperance sah sich um im Saale. Der Intendant sah ihn mit einem pfiffigen Lächeln an, hob einen Zipfel des Tischtuches auf, und Esperance bemerkte zwei rothe Stiefel, an denen er sogleich seinen Freund erkannte.

Ohne ein lautes Gelächter unterdrücken zu können, zog er die beiden Füße an sich und somit auch den ganzen Körper, der sich sträubte und gegen die Störung seiner Ruhe laute Verwünschungen ausstieß.

Esperance richtete den Trunkenbold auf und setzte ihn auf einen Stuhl. Pontis schlug seine trüben Augen auf und stammelte einige Entschuldigungen. Er hatte, wie er sagte, den galanten und süßen Herrn bei den Damen gespielt, er hatte allen Zauber seines glänzenden Costüms entfaltet; aber weder der blaßrothe Sammt, noch die kirschrothe Seide, noch der Goldschmuck, mit dem er sich aufgeputzt hatte, führten zu irgend einem Resultate, die Damen hatten nur Blicke und Lächeln für den Herrn vom Hause.

»Ich mochte immerhin sagen, ich sey dein Freund,« fuhr Pontis fort, »aber keine von ihnen hat mich nur zwe Minuten angehört. Ich tanze freilich ziemlich schlecht, aber im Grunde bin ich doch dein Freund. Kurz und gut, ich wurde verabschiedet und mußte daher zu meinem untrüglichen Trost meine Zuflucht nehmen.«

»Du hast getrunken.«

»Dein Wein ist gar zu gut!«

»Du hast zu viel getrunken!«

»O, Du Knauser!«

»Du bist ein Erztrunkenbold und ein plumper Gesell! Ich muß mich Deiner vor meinen Leuten schämen.«

Pontis wollte protestiren, aber seine Füße versagten ihm den Dienst; er war nicht im Stande seinen Zorn auszulassen. Der Schwindel befiel ihn und er sank wieder auf den Sessel zurück.

»Morgen,« murrte er drohend.

»Ja, ja, morgen!« sagte Esperance, der sich des Lächelns nicht erwehren konnte.

In diesem Augenblicke trat ein Kammerdiener ein und meldete seinem Herrn, daß ein Mönch ihn zu sprechen wünsche.

»Ein Mönch, um diese Stunde? vielleicht ein Bettelmönch, der von den Ueberresten des Soupers angelockt ist.«

»Nein, gnädiger Herr, er bettelt nicht.«

»Dann will er vielleicht eine Collecte sammeln,« fuhr Esperance fort; »er wird denken, nach einem lustigen Gelage ist das Herz mehr zur Mildthätigkeit geneigt, und ich finde seine Idee sehr sinnreich; trotz der vorgerückten Stunde, lasse ihn nur hereinkommen.«

»O! gnädigster Herr! er ist schon da und ohne unsere Antwort abzuwarten, ist er in den Garten gekommen, als ob er in diesem Hause ganz genau bekannt wäre.«

Esperance griff nach seiner Börse und ging dem Mönch entgegen.

Dieser ging ruhig auf der Terrasse auf und ab; sein hoher Wuchs, seine gut geschlossene Capuze, die hastige Bewegung seiner Schultern, diese ganze groteske und zugleich feierliche Haltung fiel dem Herrn vom Hause wie eine vertrauliche Erinnerung auf.

»Der Genovefaner,« sagte er, »Bruder Robert!«

»Ja, ich bin's,« sagte der Mönch. »Guten Morgen, Herr Esperance.«

»Willkommen, theurer Bruder! welches glückliche Ereigniß führt Sie zu mir?«

»Ich ging zufällig vorüber,« sagte der Mönch, ohne zu bedenken, wie unwahrscheinlich diese Antwort war.

»Es wäre mir lieber gewesen,« erwiederte Esperance lächelnd, »wenn Sie mir einen Besuch zugedacht hätten.«

»Ich komme allerdings auch um Ihretwillen und um den Chevalier von Crillon zu sprechen . . . Ich glaube er ist hier.«

»Ja wohl.«

»Ich suchte ihn im Louvre, man sagte mir, daß Sie einen Ball geben und daß der Herr Chevalier hier sey.«

Esperance gab einem seiner Leute einen Wink, den Chevalier Crillon zu wecken, während der Genovefaner Pontis mit einer kalten Neugier betrachtete; denn der Trunkenbold machte auf seinem Sessel tausend verzweifelte Versuche, um seinen Gedanken und seine Füße wieder zu finden.

Bruder Robert deutete mit dem Finger auf ihn.

»Ja,« sagte Esperance, »es ist Pontis, unser Camerad Pontis, ein schrecklicher Trunkenbold, der Sie jetzt nicht wieder erkennen würde.«

»O!« lallte Pontis, indem er die Augen weit aufriß, als ob er seine lahme Zunge damit ersetzen wollte.

»Er hat mich erkannt,« sagte der Mönch gelassen, indem er ihm den Rücken zukehrte, um dem Chevalier von Crillon entgegenzugehen.

»Bruder Robert hier!« rief der Chevalier.

»Ja, gnädiger Herr! man ladet mich nicht ein, folglich lade ich mich selbst ein.«

Bei diesen Worten, welche mit einem eigenthümlichen Phlegma gesprochen wurden, sahen Crillon und Esperance einander mit einem Blicke an, der bedeutete: er hat uns etwas zu sagen.

»Wie wäre es,« sagte Esperance, »wenn wir in mein Cabinet gingen?«

Bruder Robert hielt ihn zurück.

»Wir sind ja recht gut hier.«

»Schließt die Thüren im Hintergrund,« rief Esperance seinen Leuten zu.

Der ganze Raum zwischen dem Salon und diesem Saale blieb frei und verödet. Pontis schnarchte auf seinem Sessel.

»Lassen Sie hören, Bruder Robert,« sagte Crillon ungeduldig; »was führt Sie zu uns?«

»Das Vergnügen, Sie zu sehen.«

»Das glaube ich wohl; aber Sie haben noch einen andern Grund.«

»Ja,« unterbrach ihn Esperance; »ich glaube auf dem Gesichte unseres werthen Bruders einigen Trübsinn zu lesen.«

»Ich bin wirklich traurig,« sagte der kluge Genovefaner, welcher diese Antwort benützte.

»Und aus welchem Grunde?«

»Ich komme aus dem Louvre, und habe den König in einer trostlosen Stimmung gefunden.«

»Wie! in einer trostlosen Stimmung?« riefen Esperance und Crillon zugleich.

»Allerdings . . . glauben Sie, der Wiederausbruch des Bürgerkriegs in Frankreich sey eine Kleinigkeit?«

»Ei! mein Gott!« sagte Crillon, »wo ist denn der Bürgerkrieg ausgebrochen?«

»In diesem Augenblicke in der Champagne, morgen in Lothringen, übermorgen allenthalben!«

»Aber wer schürt das Feuer?«

»Der neue Valois!«

»Der unruhige La Ramée?«

»Er wird sich in Rheims krönen lassen!«

»Sind Sie von Sinnen?« rief der Chevalier so laut, daß Pontis erwachte. »La Ramée sollte sich in Rheims krönen lassen?«

»La Ramée!« murrte Pontis, indem er mit seiner lahmen Hand nach dem Degen griff.

»Um Gottes willen erzählen Sie uns, wie das möglich ist,« sagte Esperance.

»La Ramée oder Valois, wie Sie wollen,« erwiederte der Mönch, »hat sich von Paris geflüchtet, er hat draußen eine Handvoll Truppen gefunden welche ihm die Herzogin aufbewahrt hatte. Mit diesen Truppen haben sich die von Philipp II. abgeschickten Spanier vereinigt; dazu kommt noch eine Schaar Mißvergnügter, an denen es in Frankreich nie fehlt. Dieses ganze Gesindel hat den neuen Fürsten anerkannt, oder sich wenigstens das Ansehen gegeben, und er, um sich sogleich das Ansehen eines Königs von Frankreich zu geben, marschirt mit seinem Heere gegen Rheims und will sich salben lassen. Das ist der einfache Hergang der Sache.«

»Harnibieu! und der König?«

»Es wird bald zwei Könige in Frankreich geben,« erwiederte Bruder Robert gelassen.

»Und die königliche Armee?«

»Es wird ebenfalls zwei königliche Armeen in Frankreich geben . . . Was sage ich, sogar drei Armeen, denn der Herzog von Mayenne hat noch immer die seinige.«

»Nun, man wird doch aber etwas thun?« sagte Crillon erbittert.

»Was?« fragte der Mönch mit seiner unverwüstlichen Ruhe.

»Der König sollte keine Idee haben? das kann ich nicht glauben.«

»Der König mag wohl Ideen haben, aber wenn es ihm an Mitteln fehlt, seine Ideen auszuführen . . .«

»Bah, diese ganze Krönungsgeschichte ist vielleicht eine Fabel!«

»Nein,« sagte Bruder Robert entschieden.

»Ja, das ist etwas Anderes, wenn Sie Ihrer Sache so gewiß sind . . . aber woher haben Sie die Nachricht?«

»Es würde mich zu weit führen, Ihnen das zu erzählen; genug, ich bin meiner Sache gewiß.«

»Erzählen Sie doch, es ist schon der Mühe werth.«

»Nein, es ist ein Geheimniß, welches mir im Beichtstuhle anvertraut ist,« sagte Bruder Robert mit Salbung.

»Weiß der König darum?«

»So ziemlich, aber ich wollte dem theuren Fürsten keinen Kummer machen, er hat ohnehin schon Herzeleid genug und er hat im Grunde Recht. Eine Armee in Lothringen, eine in der Picardie, eine in der Provence, sollte das nicht genug seyn, um Frankreich zn erschöpfen? . . . und jetzt muß eine vierte Armee in die Champagne rücken . . .«

»Und während dieser Zeit wird vielleicht in Paris ein Aufruhr entstehen, wenn der König die Hauptstadt verläßt,« sagte Esperance.

»Allerdings,« erwiederte der Mönch mit Nachdruck.

»Ihr zählet Beide nur die Hiobsposten,« sagte der Chevalier, »und von den Rettungsmitteln sagt Ihr kein Wort.«

»Rettung,« sagte Pontis, indem er sich aufrichtete und seine Gedanken zusammensuchte.

»Schweig,« sagte Crillon, der ihn von der Seite an-

sah, »oder ich zapfe Dir allen Wein, den Du gesoffen hast, aus dem Bauche ab.«

»Unser Bruder Robert,« erwiederte Esperance, »hat uns vielleicht ein Rettungsmittel vorzuschlagen. Seine Klugheit und Besonnenheit wird ihm gewiß Hilfsquellen an die Hand geben.«

»Die Klugheit,« antwortete der Mönch, »sagt Folgendes: vernichte die Ursache und Du unterdrückst die Wirkung.«

»Parbleu! das wissen wir ohnehin,« sagte Eperance; »vernichte La Ramée und Du hast keinen Bürgerkrieg mehr zu fürchten.«

»Aber wie sollen wir ihn vernichten? Das ist schwierig,« sagte der Bruder Robert, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen; »er ist in seinem Lager wohl bewacht, mitten unter zwei oder drei Regimentern Liguisten.«

Crillon drehte sich zornig den Schnurbart. »Eine schöne Armee,« murrte er; »man gebe mir zweihundert Mann und ich lasse die ganze Schaar über die Klinge springen.«

»Man wird Ihnen keine zweihundert Mann geben und wenn man sie Ihnen gäbe, so würden die Rebellen nicht warten, sondern sich immer weiter ausbreiten und immer mehr Mannschaft an sich ziehen. Die Folge davon wäre offenbarer Bürgerkrieg, und eben diesen muß man vermeiden.«

»Würden Sie denn eine Armee vernichten, ohne sie zu bekämpfen?« fragte Crillon spöttisch.

Esperance sah wohl ein, daß der Genovefaner einen Gedanken im Hinterhalte hatte, und bot seine ganze Aufmerksamkeit auf, um ihn zu errathen.

»Wenn man ein Riese wäre,« fuhr Crillon fort, »so

würde man diese Pygmäen verschlingen oder zermalmen, aber wir leben nicht mehr in der Zeit der Myrmidonen.«

»Sie sind eben so gut ein Riese, wie die Helden Homer's,« erwiederte der Genovefaner, »und Alles, was jene gethan haben, können Sie auch.«

»Glauben Sie?« fragte Crillon gutmüthig.

»Chevalier, im Laufe Ihres ruhmvollen Lebens haben Sie oft mehr gethan, als in ein Lager einzubrechen, um Pferde zu rauben.«

»Nun, das habe ich in meiner Jugend gelernt,« sagte Crillon; »ja. Ulysses und Diomedes mitten in einer ganzen Armee . . . es war sehr schön, aber es ist ein schwieriges Wagstück.«

»Ein Mann ist weit leichter zu vernichten, als drei Pferde zu rauben,« sagte der Mönch gelassen.

»Ich verstehe,« erwiederte Esperance; »man müßte diesem Unhold mitten in seiner Armee den Schädel einschlagen und der Bürgerkrieg wäre zu Ende.«

»Das ist wahr,« sagte Crillon.

»Das ist wahr,« wiederholte der Genovefaner, »übrigens wäre es nicht genug, ihn todt zu schlagen.«

»Wie so? was wollten Sie noch mehr?«

»Zur Sicherheit des Staates wäre es mir lieber, wenn der Betrüger vor Gericht gestellt und öffentlich verurtheilt würde.«

»Und hingerichtet, sehr gut,« sagte Crillon, »das ist ganz richtig; ich will Diomedes seyn.«

»Und ich Ulysses,« sagte Esperance.

»Wenn Sie wollen,« sagte der Mönch, »so könnte ich Ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Ich könnte Sie mitten in das Heer hineinführen.«

»Wieso?« fragten Crillon und Esperance zugleich.

»Ich habe in diesem Augenblicke im Kloster drei spanische Offiziere, die mit Pässen und Empfehlungen an den neuen Fürsten versehen sind. Diese braven Leute kommen aus dem Angumais und gehen in die Champagne. Sie haben offen gesprochen gegen unsern ehrwürdigen Prior Dom Modesto, der, wie Sie wissen, einen ungemeinen Scharfblick hat; das Wenige, was sie von ihrer Absicht durchblicken ließen, war genug, um Alles zu errathen. Er hat mich sogleich nach Paris geschickt, um den König zu benachrichtigen, aber ich fand Se. Majestät so entmuthigt, daß ich nicht die Kraft hatte, ihn von seinem ganzen Unglücke in Kenntniß zu setzen. Ich hoffte bei Ihnen wieder guten Muth zu bekommen und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe.«

»Harnibieu, das will ich meinen; aber diese spanischen Banditen werden nicht warten, bis Sie wieder zurückkommen und während Sie hier sind, werden jene über alle Berge seyn.«

»Sie werden mich erwarten,« sagte der Mönch gelassen.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe Sie einsperren lassen.«

»Soldaten? sie werden die Thüre sprengen.«

»Ich habe Ihnen die Degen abnehmen lassen.«

»Dann werden sie aus dem Fenster springen und ihre Papiere mitnehmen.«

»Ich habe ihnen sogar ihre Kleider wegnehmen lassen. Es sind sittsame Leute, die Spanier, sie werden nicht nackt davonlaufen.«

Crillon lachte laut und schloß den Bruder Robert in seine Arme.

»Harnibieu,« sagte er, »Du bist ja kein Mönch, sondern ein wahrer Erzengel Michael!«

»Fort, wir haben keine Zeit zu versäumen,« sagte Esperance.

»Fort,« sagte der Chevalier, indem er den Mönch beim Arme nahm.

Auf einmal kam ihnen ein Hinderniß in den Weg; es war Pontis, den sie vergessen hatten, und der noch nicht fest auf den Füßen stand.

»Fort! Zurück!« sagte Crillon.

»Aber ich habe gehört,« stammelte Pontis, »man wird sich schlagen, ich bin mit dabei!«

»Trunkenbolde nehmen wir nicht mit, ein Trunkenbold ist ein Feind! Fort, und da Du verstanden hast, welch ein wichtiges Unternehmen wir vorhaben, so soll dies deine Strafe seyn, die Dich hoffentlich bessern wird.«

»Esperance,« stammelte Pontis, der sich seinem Freunde zu nähern suchte.

»Geh und lege Dich schlafen, wir setzen uns zu Pferde und Du kannst Dich nicht einmal auf den Füßen halten.«

Der junge Chevalier warf den Trunkenbold, von dem er sich los machte, ohne Anstrengung auf den Fußboden. — Pontis ächzte und jammerte und gab sich alle Mühe seine Hände zu falten und zu bitten.

»Ich hatte Dir verboten,« sagte Esperance ernst, »so viel zu trinken, daß Du den Verstand verlierst. Du hast es mir versprochen, Du hast dein Versprechen nicht gehalten, Gott straft Dich jetzt.«

Pontis schluchzte laut, er war nicht im Stande sich aufzurichten.

»Der Unhold hat noch Muth,« sagte Crillon, »aber er ist betrunken, wie ein Burgunder Fuhrknecht; er wird sogleich wieder einschlafen, wir wollen ihn liegen lassen. Jetzt fort!«

Esperance und der Mönch gingen schnell hinaus und eilten in den Stall; sie waren selbst den Knechten behilflich, die Pferde zu satteln. Esperance beschwichtigte seine Hunde, welche vor Freuden heulten, als sie die Vorbereitungen zur Reise sahen.

»Ruhig, Cyrus! ruhig, Rustaud,« sagte Esperance. »Eure Freunde, die Pferde, gehen davon, aber zu einer Jagd, wo die Hunde überflüssig sind. Oh, wenn ich wieder da bin, gehen wir auf die Jagd.«

Er liebkoste das Hirschkalb, flüsterte den Namen der holden Geberin und schwang sich in den Sattel, sobald man sein Pferd vorgeführt hatte.

Einige Minuten nachher waren die Reiter auf dem Wege nach Bezon. Esperance hatte einen dunklen Mantel über die Kutte des Mönches geworfen, so daß derselbe gar nicht zu erkennen war. Das Pferd schien zu bemerken, daß Bruder Robert gar nichts Mönchisches mehr an sich hatte, denn es lief rasch voraus.

Unterdessen klammerte sich Pontis am Tische fest und suchte aufzustehen. Alles drehte sich im Kreise um ihn: Gläser, silberne Schüsseln, vergoldete Flacons. Seine wieder erwachende Vernunft verwandelte das Lächerliche dieser Situation in Schrecken.

»Elender,« sagte er wankend, »Du bist betrunken, Du zitterst, Du kannst nicht auf den Füßen stehen . . . Du

bist ein Nichtswürdiger . . . man will sich schlagen und Du bist nicht dabei! Deine Freunde verabscheuen Dich, Du Trunkenbold! siehe, Du unsauberes Schwein!«

Jedes Schimpfwort begleitete er mit einem wüthenden Faustschlag ins Gesicht. Der in der Thüre lauschende Diener sah ihn halb erschrocken, halb ehrerbietig an.

»Wenn er ein Messer auf dem Tische findet,« dachte er, »so wäre er im Stande sich zu tödten.«

Pontis hatte sein Gesicht so arg zugerichtet, daß es blutete. Er wankte noch, aber seine Hände klammerten sich fester an den Tisch, er hielt sich endlich mit Mühe aufrecht und sah mit Freude das Blut fließen, mit welchem sich seine Trunkenheit zerstreute.

»Wasser, Wasser!« rief er laut.

Man brachte ihm eine Caraffe, die er begierig ausleerte, wobei er freilich wenigstens die Hälfe auf Bart und Brust verschüttete.

»Es ist gut, jetzt bin ich stark . . . sie sind fort, ich will auch fort! . . . Platz da, ein Pferd . . .«

Er wankte auf den Stall zu, den die Stallknechte verschließen wollten. Allein sein Muth würde alle Hindernisse bezwungen haben und man war gezwungen ihm ein Pferd zu satteln. Man hoffte freilich, er würde es nicht besteigen können, aber sein fester Wille trug über den rebellischen Körper den Sieg davon. Zehnmal versuchte er es und zehnmal fiel er wieder vom Pferde. Vor Wuth weinend und von Schmerz trunken, legte er die Hand an den Degen und rief den bestürzten Dienern zu:

»Ihr Hunde, wenn Ihr mir nicht behilflich seyd, so stoße ich Euch Alle nieder! . . . Um Gottes willen, Freunde, helft mir, ich bitte Euch!«

Die Diener waren gerührt, denn sie liebten den braven jungen Mann und beurtheilten die Trunkenheit nicht so streng wie ihr Herr. Sie traten auf ihn zu und wollten ihn überreden von seinen fruchtlosen Versuchen abzustehen.

»Sie werden die Herren nicht wieder finden,« sagte der Intendant zu ihm; »sie sind fort, ohne zu sagen, wohin sie reiten, und sie sind schon weit. Bleiben Sie, lieber Herr, bleiben Sie; wir werden Sie pflegen.«

Pontis hätte bei diesem neuen Hinderniß, das sich vor ihm aufthürmte, beinahe den Muth verloren; aber das Hundegebell weckte seine Lebensgeister wieder.

»Die Hunde!« rief er, »ah mein Cyrus, ah mein Rustaud! sie werden Esperance wiederfinden . . . lassen Sie die Hunde los, ich will ihnen folgen.«

Sogleich schwang er sich in den Sattel, die losgelassenen Hunde sprangen freudig an dem Pferde hinauf, und sobald die Thüre geöffnet war, liefen sie fort.

Pontis hielt sich am Sattelknopf, um nicht zu fallen, und sein Pferd galoppirte in der Morgendämmerung den Hunden nach.

IX.

Der König berührt Dich, Gott heile Dich.

La Ramée, der neue König von Frankreich, hatte sein Hauptquartier in der Nähe von Rheims, in einem alten verlassenen Landhause, welches ihm zugleich als Festung und als Palast diente. Dort weidete er sich an Hirngespinnsten und träumte von Glück und Liebe. Umgeben von Soldaten, die ihn sorgfältig bewachten und deren Zahl mit jedem Augenblicke zunahm, beschäftigte er sich mit der Bewaffnung und Einübung seiner neuen Mannschaft und suchte zugleich dem Volke einzureden, daß die Legitimität, die letzte Hoffnung Frankreichs, in seiner Person gekommen sey, um die Stadt Rheims, wo die Könige gekrönt werden, zu beehren.

Viele Müßiggänger, welche überall leichtgläubig und abergläubisch sind, besuchten ihn und kehrten entzückt wieder zurück. Er hatte jenen Adel der Gestalt und des Gesichtes, der unzertrennlich ist von dem Begriffe, den sich der große Haufe von dem Königthume macht. Er hatte den klaren, kalten, trotzigen Blick der Prinzen von Valois, für deren Nachfolger er sich ausgab. Dies war in der That genug für die müßigen Gaffer, welche von jeher in dem schönen Frankreich im Ueberflusse vorhanden waren.

La Ramée dachte vielmehr an das Solide. Im Heere wurde strenge Wache gehalten, in einem Umkreise von einer Stunde waren eintausendfünfhundert Mann mit einer gewis-

sen strategischen Geschicklichkeit aufgestellt und die Verbindungen dieser Linie mit dem Hauptquartier, wo sich der Chef befand, waren so eingerichtet, daß, wie in einem Spinnengewebe kein Faden des Umkreises berührt werden konnte, ohne daß der Mittelpunkt davon benachrichtigt wurde.

An einem frischen reinen Frühlingsabende bot das Schloß des neuen Prinzen einen mehr sonderbaren als königlichen Anblick. Man hatte in dem großen Hofe die Leibgarden Sr. Majestät La Ramée aufgestellt, nemlich etwa zweihundert fanatische Spanier oder Liguisten, unter denen ein aufmerksamer Beobachter mehre von den Gesichtern, welche wir in dem Saale der Herzogin von Montpensier gesehen haben, wieder erkannt hätte.

Mitten im Hofe unter einem großen Kastanienbaume stand eine Art Thron, dessen Höhe für die armseligen Bestandtheile Ersatz leistete. Es war ein alter Armsessel, den man aus einer alten Rumpelkammer genommen hatte und der zu erschrecken schien vor der Ehre, die man ihm am hellen Tage erwies. Die um den Baum aufgestellten Tapetenwände stellten das Märtyrerthum eines Heiligen dar; der Gemarterte wand sich mit dem Strick um den Hals mitten unter einer Schaar von römischen Legionären, welche mit phantastischen Helmen geschmückt waren. Hier und dort hatte der Künstler Nägel, glühende Eisen, Beile, Keulen, Dolchmesser und Pfeile, kurz das ganze Martyrologium zerstreut; man brauchte sich nur zu bücken, um zu wählen. Aber diese seltsame Trophäenwand wurde von den Zuschauern, denen sich ein seltsamerer Anblick darbot, gar nicht beachtet.

Man sah im Hofe auf Sänften oder Karren eine Schaar von Kranken kommen, denen eine Menge von Bauern und

Stadtpöbel folgte. Die Offiziere des neuen Königs ließen diese Kranken auf einer Seite des Thrones, die Zuschauer auf der andern aufstellen und alle Blicke richteten sich auf den Monarchen, der durch die Berührung seiner Hände alle diese Unglücklichen heilen sollte, wenn er wirklich König von Frankreich war. Zwei Tage zuvor hatte La Ramée von Paris ein Billet folgenden Inhalts erhalten:

»Man muß die Kröpfe heilen.«

und da er die Hand, welche diese Zeilen geschrieben, nicht verkennen konnte, da das Billet auch von einer hübschen Summe, womit diese Ceremonie bestritten werden sollte, begleitet war, so war La Ramée bereit, seiner Gönnerin zu gehorchen.

Es war ein gutes Mittel auf die abergläubischen Gemüther der Landleute einen starken Eindruck zu machen. Es war die Usurpation des Vorrechts, welches allein dem Könige von Frankreich zustand. La Ramée wollte also in Gegenwart seines Volkes die Kröpfe heilen.

Man suchte und fand mehre Leute, die mit dieser widerlichen Krankheit behaftet waren; vielleicht gab es in Rheims ein Depot für die feierlichen Veranlassungen; denn Rheims war ja die Stadt, wo alle diese Ceremonien stattfanden. Diese Kranken wurden jetzt zur Rechten des Thrones aufgepflanzt, wo sie das Erscheinen des neuen Königs erwarteten.

Ob dieser ein Charlatan war, der die Menge absichtlich täuschte? Nein! Es war ihm vielmehr Ernst mit seiner Rolle. Der Liebeswahnsinn dieses Unglücklichen entwickelte in ihm die Manie von Prunk. Er hatte es mit einer stolzen, herrschsüchtigen Frau zu thun; er wollte sie beherrschen, sich von ihr bewundern lassen, und das einzige Mittel war, sich auf

einen Thron zu setzen, denn ihr ganzes Streben war auf den Thron gerichtet. La Ramée, ein Spielwerk des Geschicks, glich seit seiner Thronbesteigung jener Person in dem arabischen Märchen, deren ehrgeizige Wünsche von einem allmächtigen Califen spottweise erfüllt werden. Die Festlichkeiten, die Paläste, die Kronen, er gibt ihm alles Tag für Tag, und Abends, wenn er seine Hand zurückzieht, fällt der arme Bethörte von seiner Höhe auf ein Strohlager zurück, wo ihn die Verzweiflung und die düstere Schwermuth erwarten.

So träumte La Ramée, er hielt sich wirklich für einen König, denn es war nothwendig, daß er sich als König zeigte, und Niemand glaubte so bereitwillig an sein Königthum als er.

Als er unter der Vorhalle seines Palastes in dem Anzuge Carl's IX. erschien, als die Trompeten schmetterten und das ehererbietige Gemurmel des Volkes an sein Ohr drang, richtete er sich stolz auf, und Carl IX. würde einen solchen Nachfolger gewiß nicht verläugnet haben.

Seine Garde hielt die Menge nur mit Mühe im Zaum. Er befahl ihnen, sie näher kommen zu lassen; dann ging er mit majestätischem Anstand auf die Kranken zu, welche sich niederwarfen, berührte ihre Stirn und ihren Hals mit einem Finger, und sprach mit fester Stimme die feierlichen Worte: »Der König berührt Dich, Gott heile Dich.«

Bei solchen Anlässen macht das Wunderbare immer einen großen Eindruck. Die Anwesenden sind ja in keiner andern Absicht gekommen. Unter den Kranken von Rheims waren einige, welche geschickter Weise auf ihre rasche Heilung vorbereitet waren; sie richteten sich auf und zeigten dem Volke mit Freudengeschrei ihren geheilten, wie durch einen

Zauberschlag gereinigten Leib. Das Wunder war offenbar. Diese wunderbaren Curen waren der Herzogin von Montpensier vielleicht theuer zu stehen gekommen; aber der Erfolg war noch größer als die Kosten und die überzeugten Zuschauer riefen mit Begeisterung: »Es lebe der König!«

La Ramée zweifelte keinen Augenblick an seiner königlichen Kraft. Der Unglückliche! er liebte ja Henriette bis zum Wahnsinn.

Als er nach der Ceremonie die Glückwünsche seiner Armee und einiger Notabeln erhalten hatte, als ihm gewisse Damen aus der Stadt Rheims ein Geschenk, aus einem Königsmantel und einem vollständigen Anzuge bestehend, dargebracht hatten, schloß er sich ein; aber anstatt Gott zu danken, oder ihn um Gnade zu bitten, schrieb der arme Verblendete an Henriette d'Entragues einen Brief, der bestimmt war, den Enthusiasmus von Rheims nach Paris zu verbreiten.

»Ja,« schrieb er, »jetzt bin ich glücklich! Ich höre überall rufen: Es lebe der König! es lebe Carl X.! Mein Herz ist sanft bewegt, dieser laute Jubel bedeutet mehr, als er ausspricht. Es liegt ja auch darin: es lebe die Königin Henriette, die Perle der Schönheit, die edle Gemalin des neuen Fürsten! Du sollst sie bald haben diese Krone, die allein im Stande ist, deine Anmuth und Schönheit noch zu erhöhen; ich will sie erobern, vielleicht in schweren Kämpfen, die aber meinen Ruhm noch erhöhen werden.

»Wie stolz und glücklich bin ich! Noch vor wenig Stunden zitterte ich, dein Herz schien mir auf immer verschlossen zu seyn; ich wußte nicht, daß Du ebenso vorsichtig und besonnen als schön bist, und daß Du von schonungslosen Perso-

nen bewacht wirst; aber in dieser letzten Prüfung, wo Du Dich mir ganz kundgegeben hast, habe ich endlich in deinen Gedanken gelesen; Du lächelst mich an, Du hast mich gerettet, Du drückst mir die Hände, obgleich ich Dich Abends zuvor beleidigt hatte. Hättest Du mich nicht geliebt, so würde die Rache leicht gewesen seyn . . . ich danke Dir, ich will dein Mitleid und deine süßen Versprechungen nicht vergessen. Ich will sie nicht vergessen die Ermuthigungen, die Du mir seit meiner Ankunft hast zugehen lassen; nur wer einen Geist und ein Herz wie Du besitzt, könnte alle diese Schwierigkeiten überwinden.

»Von jetzt an ist mir Alles leicht. Sobald ich genug Fortschritte gemacht habe, um einen Feldzug zu eröffnen, werde ich Dich zu mir rufen. Ich sehne mich nach der Stunde, wo ich Dich mit königlichem Prunk und Glanz umgeben werde. Meine Offiziere melden mir die Anschläge, welche täglich gegen die Person des Usurpators, des Renegaten Heinrich von Navarra geschmiedet werden. Gestern noch erboten sich mehre Soldaten, ihn mitten in seinem Louvre, auf seinen schamlosen Gelagen zu ermorden; aber die Krone, die er eine kleine Weile getragen, macht ihn in meinen Augen unverletzlich; zwischen Königen sind solche Verbrechen unmöglich, ich werde nur auf dem Schlachtfeld etwas gegen sein Leben unternehmen, dort werde ich diesem angeblichen Helden und seinen Garden beweisen, daß der Arm eines Valois siegreich ein Schwert zu schwingen weiß.

»Unterdessen lebe ganz unbesorgt, meine Geliebte, wir werden uns bald sehen, alle düstern Gedanken werden schnell verschwinden vor dem strahlenden Lichte, das mich umgibt. Es muß jetzt bald zum Kampfe kommen, ich erwarte in kurzem Verstärkungen; der König von Spanien schickt mir drei

seiner Offiziere, denen ein vor acht Tagen eingeschifftes Truppencorps folgen wird. Ich werde mich mit diesen Offizieren verabreden, um in Paris selbst Verbindungen anzuknüpfen; denn dort soll sich die alte Ligue wieder regen, ich will sie in meiner Eigenschaft als katholischer Fürst, der durch die Bluttaufe der Bartholomäusnacht gereinigt ist, wieder herstellen. Sobald meine Angelegenheiten hier geordnet sind, werde ich mich zu Rheims salben lassen. Wirst Du nicht kommen, mein geliebtes Leben? Wirst Du mir nicht diesen Tag schenken, um jenen Unglückstag vergessen zu machen, wo Du mit deiner Verwandten der Abschwörung des Bearners beiwohntest, wo wir zusammen in das Kloster Bezon gingen? Nicht wahr, Du wirst nach Rheims kommen? Eine innere Stimme sagt mir, daß Du eben so muthig als schön bist, daß Du stolz seyn wirst, mir deinen Edelmuth zu beweisen. Du bist ja übrigens an meinem Triumph mit interessirt, Du kannst ihn durch deinen Rath und deine Anwesenheit beschleunigen; Du darfst nur ein Wort sagen und ich schicke Dir durch einen meiner spanischen Offiziere das nöthige Reisegeld, Pferde und Pässe. Ich erwarte diese Offiziere von einer Stunde zur andern. Dieser Brief wird Dir morgen übergeben werden, ich kann binnen drei Tagen deine Antwort erhalten; antworte mir ohne Bedenken, der Bote ist zuverlässig.

»Lebe wohl, meine Theure, bewahre mir dein Herz; ich liebe Dich so innig, so feurig, daß ich mich stark genug fühle, die Welt zu erobern.

»König Carl.«

Der arme La Ramée hatte seinen überspannten Ideen in diesem Briefe einen Ausdruck gegeben; er hatte treu sein

Leben geschildert; er hatte von der Vergangenheit nichts vergessen und vergaß nun auch die Hoffnungen, den Stolz und die zügellose Liebe der Zukunft nicht.

Das Bild der schönen Henriette, dieses herzlosen Dämons, störte ihn in seiner Einsamkeit; sie erschien ihm anlockender durch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Um sie bei sich zu haben, begann er einen wahnsinnigen Kampf gegen ganz Frankreich; um sie zu behalten würde er alle Kronen der Erde mit Füßen getreten haben. In seinem zerrütteten Geiste war ein beständiger Kampf zwischen Vernunft und Wahnwitz; bald fühlte er die Nichtigkeit seines Traumes, in einem andern Augenblicke berauschte er sich mit seinen Wünschen wie mit einem Getränk, das ihn bis zum Wahnsinn trieb.

Als La Ramée seinen Brief überlesen und alle zu lauen Ausdrücke sorgfältig verbessert und hier und da ein Schlagwort eingeschaltet hatte, übergab er die Depesche einem seiner Vertrauten mit dem Befehl, sie schleunigst an ihre Adresse zu befördern, dann stieg er zu Pferde, um eine Musterung zu halten und sich von der Ruhe der Nacht zu überzeugen.

Es war in diesem unsinnigen Menschen der Stoff zu einem guten Heerführer und zu einem braven Krieger, wenn der Dämon nicht seine Seele mit giftigem Hauch erfüllt hätte. Uebrigens hatte er den Bericht seiner Plänkler empfangen; kein Armeecorps, keine Truppenabtheilung zeigte sich in der Umgegend, keine Nachricht sprach von Truppenzusammenziehungen im ganzen Umkreise von wenigstens zwanzig Meilen.

La Ramée befahl dem Vorpostencommandanten, drei spanische Offiziere, welche mit regelmäßigen Päßen versehen wären, zu ihm zu führen. Wären sie zu Fuße, sollte man

ihnen Pferde liefern, wären sie zu Pferde, sollte man sie begleiten, ohne jedoch die Ordnung des Lagers im mindesten zu stören, und vor Allem sollte ihre Ankunft sogleich im Hauptquartier gemeldet werden. Für jeden Andern sollte die Vorpostenlinie geschlossen seyn. Von Courieren sprach man nicht, sie hatten das Losungswort.

La Ramée versicherte sich von der guten Wirkung, welche die Heilung der Kröpfe auf seine Truppen hervorgebracht hatte; er erhielt günstige Nachrichten über die Stimmung seines Volkes, und kündigte beim Fortgehen die nahe Ankunft einer beträchtlichen Verstärkung und großer Geldsummen an.

So ging Alles gut; der neue König, der von seinen Soldaten vergöttert wurde, begab sich langsam in sein Hauptquartier zurück. Ein Abendessen erwartete ihn, zu welchem er die vornehmsten Führer seiner Armee eingeladen hatte. Es wurde tüchtig geschmaust und gezecht; man war ja mitten in der Champagne. Man trank auf den Ruhm des Thrones, auf die Eroberung Frankreichs, auf die Gesundheit des katholischen Königs. Man sprach von Fahnen, von Truppenausrüstungen, von Schlachten und Belagerungen, vorzüglich aber von Kriegssteuern und Lasten; der Krieg kostet ja so viel Geld . . . zumal der Bürgerkrieg!

Die Abendmahlzeit dauerte bis eilf Uhr und schien noch bis nach Mitternacht dauern zu wollen, als rasche Hufschläge im Hofe ertönten und bald meldete ein Soldat die Ankunft der von La Ramée selbst angekündigten spanischen Offiziere.

La Ramée stand vom Tische auf und entließ seine Gäste.

»Meine Herren,« sagte er, »die versprochene Verstärkung ist da. Ich werde wahrscheinlich die Nacht mit diesen

Offizieren zu reden haben; es sind verdienstvolle Männer, die mir von Sr. Majestät dem König von Spanien zugeschickt werden. Halten Sie draußen gute Wache, meine Herren, und geben wir den Bundesgenossen, welche bald zu uns stoßen werden, eine gute Meinung von unserer Wachsamkeit und Mannszucht.

Die Anwesenden verneigten sich ehrerbietig; der König begab sich in den Empfangssaal und ertheilte die nöthigen Befehle, um die Offiziere zu ihm zu führen.

X.

Die Hand der Proserpina.

Abends erschienen drei Männer bei den Vorposten. Alle drei waren zu Pferde und hatten jenes ritterliche Ansehen, an welchem man in Frankreich seit langer Zeit die Spanier erkannt hatte. Sie wurden zum commandirenden Lieutenant geführt, und einer von ihnen, ein schöner junger Mann, nahm in spanischer Sprache das Wort, um zu erklären, daß seine Begleiter kein Wort Französisch verstünden, und zeigte, dem Gebrauche gemäß, seine Pässe und Empfehlungsschreiben vor.

Der Lieutenant, welcher diese Papiere aufmerksam las, erkannte darin die drei fremden Offiziere, die man ihm bereits gemeldet hatte, und ertheilte einigen Reitern Befehle, sie ins Hauptquartier zu führen.

Diese Spanier, deren ruhige ernste Haltung mit dem Charakter ihrer Nation ganz im Einklange stand, wurden durch die von dem Garderegimente gebildete Linie geführt, sie beobachteten neugierig jeden Posten, und ohne ein Wort zu sprechen gaben sie sich gegenseitig Winke.

Der Dienst wurde sehr pünktlich verrichtet, das Losungswort wurde jeden Augenblick gewechselt. In einer kleinen halben Stunde waren die Spanier im Hauptquartier. Dort entfernte sich die Escorte, um den neugierigen Schildwachen, welche am Posten standen, einige Weisungen zu ertheilen. Die Spanier blieben allein, während man La Ramée von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte.

Sie benutzten diese Muße, um sich dergestalt aufzustellen, daß sie die Annäherung jedes Kundschafters sehen konnten. Sie flüsterten eine kleine Weile mit einander und beschlossen das Gespräch mit einem gegenseitigen Händedruck.

Als die spanischen Offiziere vom Pferde gestiegen waren, konnte man ihre Haltung und ihr Gesicht besser beurtheilen. Der eine war älter, vermuthlich der Anführer; er hatte sich tief in seinen Mantel gehüllt, wie ein echter frostiger Spanier. Er war von untersetztem Körperbau und seine Haare begannen grau zu werden. Die beiden andern waren mit ihrer etwas in Unordnung gekommenen Kleidung beschäftigt. Alle drei sahen das Gebäude an, welches von den Anhängern La Ramée's »der Königspalast« genannt wurde. Sie maßen gleichsam nach spanischer Sitte die Höhe und Breite der Residenz; wie sollten sie auch in diesem offenen Hofe anders die Zeit hinbringen? Der eine von ihnen, der Frostigste, war allerdings bis in die Vorhalle gegangen, aber Niemand hatte ihn aufgefordert einzutreten, denn La Ramée hatte es nicht angeordnet.

Endlich benachrichtigte man sie, daß ihnen der König eine Audienz bewillige. Sie sahen einander an, als ob sie unschlüssig wären, wer vorangehen sollte. Der Aelteste eröffnete endlich den Zug, die beiden Andern folgten ihm schweigend. Sie hörten im Vorsaale eine Stimme, welche sagte:

»Ihr versichert, daß die Offiziere kein Wort französisch verstehen; ich habe es vorausgesehen und spreche genug spanisch, um mich mit ihnen zu verständigen. Geht also und sorgt dafür, daß wir nicht gestört werden; wenn ich Jemand brauche, werde ich rufen.«

Diese Stimme war ihnen auffallend; der eine der jungen Offiziere, ein kleiner, breitschulteriger Mann, erröthete und stieß seinen Begleiter mit dem Ellbogen an. Dieser antwortete kalt: »El Rey.«

»Ja, meine Herren,« sagte der Andere, »es ist wirklich der König, den Sie gehört haben.«

Das Lächeln, welches ihre Gesichter bei dieser Antwort erheiterte, war schon verschwunden, als der Führer zu ihnen kam und sagte: »Treten Sie ein, meine Herren!«

La Ramée saß an seinem Tische, auf welchem einige Kerzen brannten; er durchlas aufmerksam die Papiere der Spanier. Er fand in dem Empfehlungsschreiben des Königs von Spanien unzweideutige Zeichen der Theilnahme, welche man ihm jenseits der Pyrenäen widmete.

In seiner Zerstreuung und auch in der Absicht mehr zu imponiren, wartete er bis Alles still war, bevor er aufschaute und seine neuen Gäste ansah. Auf diese Weise kürzte er das Ceremoniel ab.

»Seyen Sie willkommen, Señores,« sagte er in spanischer Sprache.

Die Offiziere traten langsam vor. Sie standen still, La Ramée schlug die Augen auf, und als ob er Gespenster bemerkt hätte, öffnete er seinen Mund und das Blut erstarrte ihm in den Adern. Er sah vor sich Crillon, zu seiner Rechten Esperance, zur Linken Pontis. Ein minder entschlossener Mann als er würde vor Schrecken das Bewußtseyn verloren

haben. La Ramée neigte sich vorwärts, als ob er einen Zaubernebel, der sich zwischen ihm und den wirklichen Spaniern niedergelassen hätte, durchdringen wollte; aber wie konnte er sich länger täuschen? Crillon sah finster, Esperance ernst und Pontis spöttisch aus.

»Vor Allem, sagte Crillon zu ihm, »da Sie uns erkannt haben, so rathen wir Ihnen, sich weder zu regen, noch zu rufen, denn Sie können leicht denken was geschehen würde und Sie sind klug genug, um unsere Absicht zu errathen.«

Bei diesen Worten gab er Pontis einen Wink; dieser trat auf La Ramée zu und hielt ihm einen langen Dolch entgegen.

»Reden Sie, wenn Sie uns etwas zu sagen haben,« fuhr der Chevalier fort; »aber sprechen Sie leise, so daß Niemand herbeigelockt wird; sonst würden wir zuerst Sie und dann jeden Andern, der uns etwa überfällt, expediren, und ich halte so viel Blutvergießen für überflüssig.«

Es wäre vergeblich, den Schrecken und die Bestürzung La Ramée's zu beschreiben. Er war wie vernichtet. Die Kühnheit eines solchen Attentats war ihm unbegreiflich, und seine Bestürzung war so groß, daß er sich nicht wehrte, als Pontis ihm den Degen abnahm.

Endlich faßte er sich; sein angeborner Muth beruhigte das ungestüme Pochen seines Herzens.

»Wenn Sie gekommen sind, mich umzubringen,« sagte er zu seinen Feinden, »warum haben Sie so lange gezögert?«

»Deshalb sind wir nicht gekommen,« sagte Crillon; »dieses ist das äußerste Mittel, vor welchem wir indessen nicht zurückschrecken werden, wenn es nothwendig ist; aber bis jetzt sind wir noch nicht in diese Nothwendigkeit gekommen.«

»Diese Nothwendigkeit kann leicht eintreten,« sagte La Ramée, »denn ich bin kein Schöps und werde nicht immer schweigen, wie ich es im ersten Augenblicke der Ueberraschung gethan.«

»Diese Ueberraschung ist ganz natürlich, und ich tadle sie nicht,« sagte der Chevalier; »der Kühnste kann bestürzt werden . . . ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich gar nicht übel benommen haben.«

Während er sprach, hatte La Ramée seine Gedanken gesammelt, gleich einem Kämpfer, der beim ersten Anprall zu Boden geworfen sich aufrichtet und nun seine Maßregeln besser nimmt.

»Ich sehe wohl,« sagte er, »meine Herren, daß Sie einen argen Mißgriff gethan haben, und daß Sie verloren sind.«

Esperance regte sich nicht, Pontis lachte noch höhnischer als zuvor, Crillon schüttelte den Kopf.

»Glauben Sie das nicht, verzeihen Sie mir, es hängt von mir ab zu leben oder zu fallen; Sie haben es selbst gesagt.«

»Allerdings!«

»Ich kenne Ihre ganze Berechnung; Sie haben gedacht: er fürchtet den Tod und wird schweigen.«

»Allerdings haben wir das gedacht.«

»Es sind hier nur zwei Fälle möglich: entweder ich schweige, was werden Sie dann mit mir machen? oder ich rufe, und Sie stoßen mich nieder . . . was werden Sie dann selbst anfangen?«

»Ich verstehe nicht recht,« sagte Crillon.

»Ja, wenn ich schweige, so werden Sie mich zwingen irgend etwas z. B. meine Verzichtleistung zu unterzeichnen . . .

Ich will annehmen, daß ich unterzeichne, wie werden Sie aber wieder aus dem Lager kommen? Wenn Sie mich umbringen, so ist es noch schlimmer für Sie; denn was werden meine Soldaten dazu sagen? Kurz, Ihre Sicherheit ist auf jeden Fall sehr gefährdet.«

»Ich muß gestehen,« erwiederte Crillon, »daß Sie sehr richtig urtheilen; es ist ein Vergnügen sich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Ja, aber die Unterredung darf nicht lange dauern,« sagte La Ramée, »denn Sie würden hier nicht sicher seyn.«

»Ich danke für die Warnung, bleiben Sie nur ganz ruhig, und denken Sie nicht an uns, denn wir sind unserer Sache gewiß. Ja wir würden Sie niedergestoßen haben, wenn Sie im ersten Augenblicke um Hilfe gerufen hätten; wir würden Sie sogar noch umbringen, wenn Sie es thäten, weil die Soldaten im ersten Augenblicke sich wie Bullenbeißer auf die Leute zu stürzen pflegen, die ihr Herr ihnen zeigt, und wir wollen uns nicht niedermetzeln lassen, bevor eine Erklärung stattgefunden hat. Aber rufen Sie ganz ruhig aus dem Fenster, oder lassen Sie einen von uns hinaus, um einige Offiziere, oder auch Soldaten zu rufen ... Wir sind bereit.«

»Sich gegen Dreitausend zu schlagen,« sagte La Ramée, über diese Prahlerei lachend.

»Nein! Nein! wir würden uns nicht gegen Ihre Armee schlagen; wir würden ihr gewisse Papiere vorlesen, die ich in der Tasche habe und der Kampf würde unmöglich werden.«

»Was steht in diesen Papieren?« fragte La Ramée, gelassen.

»Wir wollen Ihre Leute rufen, wenn Sie wollen, und Sie werden es zugleich mit ihnen erfahren. Sie zögern? Dar-

an thun Sie wohl; ich sehe, daß Sie ein verständiger Mann sind.«

»Ich sehe wohl,« sagte La Ramée, »daß Sie versuchen würden, meine Soldaten durch Versprechungen des Königs oder auch durch Verleumdungen zu verführen.«

»Ich werde ihnen ganz einfach beweisen, daß Sie eben so wenig ein Valois sind, als ich La Ramée bin, und das wird ihren Eifer erkalten.«

»Herr Chevalier!« rief La Ramée, bleich vor Zorn; »beweisen Sie Ihre Behauptung!«

»Sehr gerne,« erwiederte Crillon, indem er ans Fenster trat, während Pontis die scharfe Spitze seiner Waffe auf La Ramée's Brust hielt.

Man hörte leise an die Thür klopfen; die drei Feinde hielten sich bereit. Die Stirn La Ramée's erheiterte sich, und er war schon im Begriff laut zu rufen, aber Pontis ließ ihn die Dolchspitze noch schärfer fühlen und Esperance streckte schon die Arme aus, um einen Leichnam zu empfangen.

»Ich hatte die Riegel vorgeschoben,« sagte Crillon, »riegeln Sie auf, Esperance, und lassen Sie Jedermann hereinkommen. Pontis, stecken Sie Ihren Dolch wieder ein.«

La Ramée war leichenblaß; er hatte nicht gerufen, aber diese Zuversicht seiner Feinde machte einen zu vernichtenden Eindruck auf ihn; er hatte alle Fassung verloren.

»Wenn ich wollte,« stammelte er, »würden wir Alle zusammen umkommen, aber ich habe mein Verhängniß, das Sie nicht aufzuhalten vermögen; es steht geschrieben, daß ich trotz Ihrer Papiere und Ihrer Dolche noch glücklich und ruhmvoll seyn werde.«

Crillon lachte und zuckte die Achseln.

Ein Haushofmeister trat ein.

»Sire,« sagte er, »der Bote, den Ew. Majestät abgeschickt haben, ist wieder ins Hauptquartier zurückgekommen.«

»Zurückgekommen?« stammelte La Ramée, der die Freude in den Augen seiner Feinde bemerkte. »Warum zurückgekommen?«

»O, Sire! . . . und in welchem Zustande!«

Crillon trat auf La Ramée zu.

»Sie verstehen mich,« sagte er ihm ins Ohr; »soll ich Ihnen erklären, warum er nicht nach Paris gegangen ist?«

La Ramée zitterte.

»Weil wir ihn unterwegs angehalten haben,« fuhr Crillon fort, »und weil wir ihm seine Depesche abgenommen haben.«

»Geh!« sagte La Ramée zum Haushofmeister, der die Antwort erwartete. »Geh!«

Die Thüre schloß sich wieder.

»Ja,« fuhr Crillon fort, »dieser so zärtliche und zugleich so ausführliche Brief, dieses Meisterwerk der Liebe und Politik ist in unserer Hand. Es wird nicht an seine Adresse gelangen, darum ist Ihr Courier zurückgekommen.«

La Ramée mochte seinen Ohren nicht trauen, er war außer sich; seine Augen schienen zu rufen: »Erklären Sie sich und berichten Sie!«

»Wir kamen mit Mißtrauen bis in die Nähe Ihres Lagers,« sagte Crillon, »und jedes Gesicht war uns verdächtig, wie Sie leicht denken können. Plötzlich begegnete uns Ihr Courier, der in vollem Galopp davonsprengte. Der arme Teufel! wir traten ihm in den Weg; er zählte uns und sagte um uns auszuforschen: »Ich wette, Sie sind

die Spanier, die wir in Rheims erwarten.« — »Ja, ja,« erwiederte Esperance in spanischer Sprache, die er sehr geläufig spricht. »Und ich,« fuhr der Courier fort, »ich werde in Paris erwartet.« — Es war nicht lange zu zögern, es war Einer von der Armee; wir hielten ihn an und nahmen ihm den an Ihre Geliebte adressirten Brief ab. Fürwahr, ein schönes Mädchen!«

»Wie? Sie kennen sie?« stammelte La Ramée, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

»Allerdings kennen wir Henriette d'Entragues, die Perle der Schönheit, wie Sie sagen. Fragen Sie nur Esperance, ob er sie kennt.«

»O!« ächzte La Ramée, dessen Herz durch Eifersucht tiefer verletzt wurde, als durch den Dolch.

»Chevalier,« sagte der großmüthige Esperance zu Crillon, »schonen Sie diesen armen Teufel!«

Dieses Mitleid war ein harter Schlag für La Ramée, er sank fast leblos in seinen Armsessel.

»Henriette!« stammelte er.

»Sie haben Ihre Schöne in eine hübsche Lage versetzt,« fuhr der Chevalier fort; »sie steht jetzt als Ihre Mitschuldige da.«

»Als meine Mitschuldige?«

»Allerdings! Sie ist in der Mitschuld der Rebellion, des Attentats gegen die Sicherheit des Staates und die Person des Königs, der Fälschung und des Betruges, kurz aller Ihrer Verbrechen, welche in diesem Briefe aufgezählt sind.«

»Ach, mein Gott!« rief La Ramée.

»Und das Allermindeste was dem schönen Mädchen geschehen kann, ist, daß sie mit dem Strange vom Leben zum

Tode gebracht wird; aber ich glaube wohl, daß ihr der Scheiterhaufen bevorsteht . . .«

»Ja, ja! es ist wahr,« sagte La Ramée, hastig aufstehend; »man könnte sie compromittiren; aber Sie haben den Brief?«

»Allerdings!«

»Nun dann wollen wir hier Alle zusammen sterben, denn ich will rufen, ich will Sie niederstoßen lassen oder selbst Sie niederstoßen; ich weiß nicht was ich thun werde, aber ich werde eine furchtbare That begehen, ich will nicht, daß die Unschuldige um meinetwillen leiden soll.«

»Wohlan denn, so wollen wir einander niedermachen,« sagte Crillon.

»Ich werde den Brief von Ihrer Leiche nehmen,« setzte La Ramée vor Zorn schäumend hinzu. »Geben Sie mir ihn, es ist besser.«

»Halten Sie uns denn für Einfaltspinsel?« erwiederte der Chevalier gelassen; »haben wir ihn denn, den Brief? wie könnten wir so unbesonnen seyn, Ihnen ein so wichtiges Document zurückzubringen?«

»Wo ist er denn? was haben Sie damit gemacht?« fragte La Ramée, dem diese Worte nur zu wahrscheinlich schienen.

»Ein braver Mann aus unseren Leuten hatte ihn in seinen Händen, um ihn uns bei unserer Rückkehr wieder einzuhändigen. Wenn wir morgen um Mittag nicht zurück sind, wie ich berechnet habe, so wird dieser Bote seinen Weg fortsetzen und den Brief des Königs von Rheims dem Könige von Paris überbringen; dann wird Mademoiselle d'Entragues mit dem Präsidenten von La Tournelle und Consorten einen schweren Kampf zu bestehen haben.«

»Sie ist verloren!« rief La Ramée in Verzweiflung. »Meine Herren, dieser Schlag ist zu hart für mich! Meine Herren, schonen Sie das unschuldige Mädchen! sie ist unschuldig, ich schwöre es Ihnen!«

»Sie sind blind, mein lieber Herr! sie ist eine Intriguantin.«

»Meine Herren, Sie sind Edelleute; Sie werden Ihre Kräfte nicht gegen ein schwaches weibliches Wesen gebrauchen. Sie sollte wegen ihrer Großmuth bestraft werden? Bedenken Sie, daß sie meine Braut ist!«

»Eine Braut kann auch gehängt werden,« sagte Pontis gelassen.

»O! Herr Chevalier, braver Crillon! Sehen Sie, ob ich für mich um Gnade bitte, nein! stoßen Sie mich nieder; ich biete Ihnen meine Brust, stoßen Sie zu, aber verschonen Sie ein unschuldiges Wesen!«

»Das ist nicht mehr möglich,« erwiederte Crillon, »wir werden genöthigt seyn, hier ein großes Aufsehen zu machen; sobald Sie todt sind, wird es zu einem Handgemenge kommen; wir werden um die Mittagsstunde nicht wieder an dem Orte seyn, wo unser Begleiter uns erwartet, und morgen Früh wird Heinrich IV. in dem Besitze des Briefes seyn. Sie mögen uns daher immerhin niedermachen, ich möchte immerhin Ihren Leuten sagen, daß Sie ein falscher Prinz sind, die Spanier wissen zu gut was sie zu erwarten haben, und ich habe mich dann mit meinen beiden Begleitern vergebens geopfert. Ihr Verhängniß, wie Sie es nennen, wird nicht minder auf Ihre Mitschuldige übergehen.«

»Nun denn,« sagte La Ramée, »machen Sie keinen Lärm, kein Aufsehen; lassen Sie es zu keinem Kampfe kommen. Sie sollen um die Mittagsstunde an dem bezeichneten

Orte seyn; Sie können in zwei Stunden da seyn; wenn es nur zwei Stunden Weges von hier ist.«

»Wirklich?« sagte der Chevalier, der unwillkürlich von Bewunderung durchdrungen war.

»Mich wollen Sie, nicht wahr?« fuhr La Ramé fort, »aber auf Henriette haben Sie es nicht abgesehen, Sie brauchen meine Schmach und Verurtheilung, aber nicht den Tod des armen Geschöpfes, das ich liebe. Ich bewillige Ihnen was seyn muß; ich könnte mich hier niederstoßen lassen, Sie würden dann nur einen halben Sieg haben, nehmen Sie mich lebendig; Sie werden mich mit Schmach bedecken, mich verurtheilen, ich liefere mich aus . . . aber schonen Sie Henriette.«

Die drei Männer sahen sich mit dem größten Erstaunen an.

»O, fürchten Sie keinen Hinterhalt,« fuhr La Ramée fort; »wir spielen offenes Spiel; aber vor Allem schwören Sie mir bei dem Namen Crillon, daß Sie hier keinen Brief bei sich haben.«

»Ich schwöre es,« sagte Crillon, »und ich schwöre nie falsch!«

»Ich weiß es, es ist genug, wir wollen alle Vier fortgehen. Sie sehen, daß ich mich Ihrer Ehre anvertraue; wir werden zu Ihrem Begleiter kommen; er wird den Brief, den Sie ihm anvertraut haben, zurückgeben, Sie werden ihn mir ausliefern und dann bin ich ganz in Ihren Händen, thun Sie das.«

»Das ist wie ein Mann gesprochen,« sagte Crillon mit unwillkürlicher Bewunderung.

»Er wäre ein braver Mann gewesen,« setzte Esperance hinzu, »wenn ihn Proserpina nicht ergriffen hätte.«

»Aber sie hält ihn fest und läßt ihn nicht mehr los,« murrte Pontis.

»Nun, nehmen Sie es an, meine Herren?« fragte La Ramée, der eine Weigerung fürchtete.

»Es bleibt bei der Abrede,« erwiederte der Chevalier. »Sie thun wohl daran, so aufrichtig zu Werke zu gehen; ich werde Ihnen alle überflüssigen Drangsale ersparen. Mein Plan war, Ihnen Ihren widerrechtlich angemaßten Titel zu nehmen und Sie damit in Gegenwart Ihrer Armee ins Gesicht zu schlagen; ich hatte alle nöthigen Beweise, um Ihnen diese Qual aufzulegen; ich werde es nicht thun. Sie sind für diese Schurken als König eingezogen, als König sollen Sie wieder abziehen. Sobald Sie einmal draußen sind, stehe ich für nichts mehr.«

»Ich habe nur um eine Gunst gebeten,« sagte La Ramée kalt, »sie ist mir gewährt, was liegt mir an dem Uebrigen?«

»Wohlan denn, fort!« sagte Crillon.

»Fort!« wiederholten seine Freunde.

La Ramée rief seine Leute und sagte ganz gelassen: »Die Pferde dieser Herren und das meinige!«

»Wir wollen doch ein wachsames Auge haben,« sagte Pontis leise zu Esperance; »der Schlaukopf ist schon stärkeren Stricken entschlüpft.«

»Herr von Pontis,« erwiederte La Ramée, der ihn verstanden hatte, »es ist überflüssig ein wachsames Auge zu haben; die Fesseln, an welchen Sie mich diesmal halten, werde ich nicht zu zerbrechen suchen.«

Dann wandte er sich an seine Offiziere, welche nach und nach im Hofe erschienen, und sagte zu ihnen:

»Ich will mit diesen Herren recognosciren; gebt wohl Acht!«

Einige Stimmen riefen: »Es lebe der König!«

»Lebe wohl, Königthum!« sagte er mit einem so rührenden Ausdruck, daß Esperance tief dadurch bewegt wurde.

Einige Minuten nachher ritt die kleine Gruppe, von La Ramée geführt, schweigend durch das Lager.

XI.

Wie die Ligue zur Bekämpfung der Spanier diente, und umgekehrt.

Die kleine Schaar kam so nach Olizy, wo der geheimnißvolle Begleiter, der im Besitze des Briefes war, warten sollte. La Ramée sehnte sich nach dem Ende dieser peinlichen Reise; er hatte unbewaffnet, schweigend, in düsterer Stimmung den Weg zurückgelegt, ohne seinen Hütern die mindeste Besorgniß einzuflößen.

In Olizy fand man in einem Wirthshause den erwarteten Begleiter Crillon's. Es war Bruder Robert, der zu seiner Zerstreuung in einem Fenster des ersten Stockwerks Platz genommen hatte und das immer interessante Schauspiel eines Wochenmarktes in Augenschein nahm.

La Ramée schien erstaunt, als er den Mönch erblickte; er ahnte das geheime Bündniß dieser Leute, er fühlte, daß sein Geschick an einer unvermeidlichen Klippe zerschellte; er war gelassen wie die arabischen Fanatiker, und ließ weder Aerger noch Mißtrauen merken.

»Es ist uns gelungen,« sagte Crillon zu dem Genovefaner, »und dieses Gelingen verdanken wir Ihrer Mitwirkung. Ich glaube, daß die Herzogin jetzt besiegt ist; sie hat von nun an nichts mehr zu thun.«

La Ramée unterdrückte einen Seufzer, während man die Geschichte seiner Aufopferung und seiner Niederlage erzählte.

Der Mönch nahm Crillon bei Seite und sagte zu ihm: »Sie müssen auf Ihrer Hut seyn, daß man ihn unterwegs nicht raubt. Wie geheim wir auch diesen Zug gehalten haben, das Gerücht kann doch vielleicht bis zur Herzogin gedrungen seyn, und ein Hinterhalt ist leicht gelegt; Sie begreifen das Interesse der Mitschuldigen, den Enthüllungen des Schuldigen vorzubeugen. Haben Sie von Rheims aus Begleitung gehabt?«

»Ich glaube nicht, wir sind rasch geritten.«

Unterdessen sagte La Ramée mit Ungeduld zu Esperance: »Warum berathen sich die Herren? Wir sind ja angekommen, Ihr Begleiter ist da; wo ist sein Brief?«

»Es ist wahr,« erwiederte Esperance, der die Unterredung Crillon's und des Mönches unterbrach.

Crillon ersuchte den Bruder Robert sogleich um die Zurückgabe des Briefes.

Der Mönch zog ihn aus der Tasche, aber anstatt ihn an La Ramée zu geben, sagte er laut: »Wenn er den Brief in Händen hat, werden Sie ihn nicht mehr bezwingen.«

»Das ist wahr,« erwiederte Crillon; »aber ich habe es ihm versprochen.«

»Dieser Brief,« fuhr der Mönch fort, ohne sich um den Zorn La Ramée's zu kümmern, »dieser Brief ist zugleich der Beweis seines Verbrechens und seines Einverständnisses

mit den erbittertsten Feinden des Königs; er ist nicht der Einzige, der Strafe verdient.«

»Ich habe ihn mit meinem Leben erkauft, er ist mein!« rief La Ramée.

»Und ich habe es ihm versprochen,« setzte Crillon hinzu; »wir müssen ihm den Brief zurückgeben.«

»Das sollte schon geschehen seyn, Chevalier von Crillon!« sagte La Ramée, indem er wüthend die Fäuste ballte.

»Geben Sie den Brief nicht zurück, mein Herr, bis dieser Mann zu Paris in Sicherheit ist,« entgegnete der Mönch.

»Dann würde ich mein Wort brechen,« sagte Crillon. »Geben Sie her, Bruder Robert, geben Sie diesem jungen Manne den Brief.«

»Das Wohl des Staates und des Königs ist wichtiger als Ihr Wort,« entgegnete Bruder Robert.

»Ein gegebenes Wort geht über alles,« sagte Esperance.

Der Genovefaner trat auf Esperance zu und sagte halblaut: »Dieser Brief ist der Untergang eines weiblichen Dämons, welcher, wenn er nicht vernichtet wird, sogar Gabriele ins Verderben stürzen wird.«

Esperance erschrak. Warum sagte Bruder Robert das und auf so geheimnißvolle Weise? Er wußte also, er errieth also Alles, der sonderbare Mann?

Pontis gab dem Mönche seine volle Zustimmung.

»Mit Verräthern,« sagte er, »ist jede Kriegslist erlaubt.«

Aber Crillon erröthete schon unter dem spöttischen Blicke La Ramée's; er nahm den Brief aus den Händen des Mönches und gab ihn dem Besiegten ohne Bedingung und ohne weitere Bemerkungen.

*

La Ramée öffnete den Brief hastig, las ihn und verlangte Feuer.

Esperance holte schnell aus dem Nebenzimmer ein Licht. Der Gefangene verbrannte nun das geheimnißvolle Papier und zerstreute die Asche in den Wind.

Von diesem Augenblicke an setzte er sich, und gab kein Zeichen der Unruhe, ja nicht einmal der Aufmerksamkeit auf das, was um ihn her vorging.

Aber Crillon und der Mönch hatten sich mit einander berathen. Mehr als einmal war der Chevalier mit Bruder Robert verschiedener Meinung gewesen; aber der Letztere gab ihm am Ende Recht. Crillon trat auf Pontis und Esperance zu und sagte zu ihnen:

»Führen Sie den Gefangenen nach Paris, Bruder Robert wird Ihnen folgen. Sie werden keine Zeit verlieren, und bei dem mindesten Versuche der Widersetzlichkeit, bei dem mindesten Anschein von Hilfe, welche ihm geboten wird, zögern Sie keinen Augenblick und stoßen Sie ihn nieder!«

»Fürchten Sie nichts, Herr Oberst,« sagte Pontis.

»Er wird keinen Versuch machen,« sagte Esperance; »er ist so gut wie todt. Aber warum verlassen Sie uns, Chevalier, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe schon zu dem Genovefaner gesagt, es thut mir in der Seele weh aus diesem Lande zu scheiden, und eine Schaar von Rebellen gegen unsern König Heinrich IV. zurückzulassen. Der Bruder behauptet, sie würden sich, da ihnen der Anführer fehlt, von selbst zerstreuen; ich aber sage, daß die Herzogin oder der Spanier oder Mayenne genug ist, um diesem Meutererhaufen ein gefährliches Leben einzuhauchen. Ich will die Rebellen zu Paaren treiben.«

»Sie allein?«

»Ich habe meinen Plan, fürchten Sie nichts. Ich habe Ihnen nur noch Eines an das Herz zu legen. Esperance, trauen Sie Ihrem weichen Herzen nicht. Bedenken Sie, daß La Ramée auf dem Grèveplatz lebendig gerädert werden muß. Keine Nachsicht, kein unzeitiges Mitleid!«

»Der arme Tollkopf!«

»Ihnen, Pontis, hat man Ihre Völlerei verziehen; Sie haben Ihren Fehler durch einen guten Dienst wieder gut gemacht. Indessen werden Sie bemerken, daß der Hund Rustaud sich bei diesem Anlaß am besten aufgeführt hat; aber wenn Sie von hier bis Paris ein Glas Wein berühren, so lasse ich Sie wie einen Spitzbuben aufknüpfen.«

»Herr Chevalier,« stammelte der Gardist, »haben Sie Nachsicht mit mir und erweisen Sie mir die Ehre mich auf andere Weise als mit Drohungen zu bestrafen.«

Crillon setzte nun die kleine Schaar in Bewegung. La Ramée ritt zwischen Esperance und Pontis, Bruder Robert folgte mit einer langen Pistole bewaffnet, die er unter seiner Kutte verbarg.

Crillon gab dem Genovefaner einen Brief an den Gouverneur von Château-Thierry, den er ersuchte, dem Gefangenen eine Escorte mitzugeben und einen bedeckten Wagen zu liefern, damit seine Aehnlichkeit mit Carl IX. nicht irgend einen Verdacht bei den Uebelgesinnten des Landes erwecke.

Bei dem ersten Seitenweg verließ der Chevalier seine Leute und kehrte zurück, um seinen Auftrag in Rheims zu vollziehen. Der Gefangene nahm höflich Abschied von Crillon und sagte zu ihm:

»Wenn wir uns nicht wiedersehen, Chevalier, so nehmen Sie jetzt meinen Dank. Verzeihen Sie mir und vergessen Sie mich.«

»Vielleicht werde ich mehr für Sie thun, wenn Sie fortan vernünftig sind,« erwiederte Crillon, der durch diese stille Ergebung gerührt war. »Jeder Sünder verdient Mitleid.« Dann kehrte er rasch um.

»Was meint er?« fragte La Ramée; »er antwortete mir als ob ich um Gnade gebeten hätte.«

»Schweigen Sie, armer hochmüthiger Tropf!« unterbrach ihn Esperance mit sanfter Stimme; »der Chevalier will sagen, daß ein guter Christ nie an Gott und den Menschen verzweifeln soll. Sie sind jung, der Horizont erscheint Ihnen etwas beschränkt in diesem Augenblicke, aber er wird sich bald erweitern. Fort! und Sie werden bald auf andere Gedanken kommen.«

La Ramée sah ihn erstaunt an; er begriff nicht, daß man Beleidigungen verzeihen könne, und glaubte daher auch nicht an die Verzeihung Anderer.

Man kam nach Château-Thierry und der Gouverneur hatte Crillon's Bitte bewilligt, die Reise ging daher rasch und ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß von Statten.

Inzwischen hatte Crillon das Lager La Ramée's in einer schrecklichen Verwirrung gefunden. Das Verschwinden des Anführers wußte Niemand zu erklären; man sah die Offiziere suchen, sich erkundigen, leise miteinander reden und die Soldaten sahen einander an und verlangten den »König Carl X.« zu sehen.

Die Spanier, die mitten unter den Franzosen abgesondert waren, wollten wissen, was aus den drei Abgesandten ihrer Nation geworden sey.

Die Vorpostenwache wußte nicht mehr zu sagen, als was sie gesehen hatten, nemlich daß La Ramée in der Mor-

gendämmerung mit einigen Offizieren zum Recognosciren fortgeritten sey.

Die Unruhe wurde immer größer und endlich wurde das ganze Lager von einem panischen Schrecken ergriffen; man beschloß bei den geheimen Führern des Unternehmens, beim Herzog von Mayenne und bei der Herzogin von Montpensier, Erkundigungen einzuziehen; einstweilen suchte man in den Umgebunggen und drang bis Olizy vor, wo La Ramée mit seinen Führern Halt gemacht hatte.

Die Nachrichten, welche man dort erfuhr, waren sehr niederschlagend. Der »König« war auf dem Wege nach Paris, mehr einem Gefangenen als einem Herrn ähnlich, kurz er war verschwunden. Diese in das Lager gebrachten Nachrichten machten daselbst eine Wirkung, als wenn ein Pferd in einen Ameisenhaufen tritt.

Die Trommeln werden gerührt, die Soldaten greifen zu den Waffen, man beschuldigt die Spanier des Verrathes, weil der König mit den Spaniern verschwunden ist. Die Letztern verschanzen sich, nachdem sie sehr unbefriedigende Erklärungen gegeben hatten; sie verstehen ja noch weniger als die Franzosen was vorgegangen war. Sie betheuern, daß die von Philipp II. abgeschickten drei Spanier den König gewiß in einer wichtigen Absicht entführt hätten. Man sagt ihnen, daß das Entführen des Staatsoberhauptes schon ein offenbarer Verrath sey. Von Worten kommt man zu Schmähungen, an denen das spanische Wörterbuch so reich ist, von Schmähungen kommt es zu Thätlichkeiten.

Das Handgemenge beginnt, die alten Scharten werden ausgewetzt. Die Spanier, minder zahlreich und sehr verblüfft, werden in Folge schlechter Anordnungen ihrer Commandan-

ten auseinander gesprengt, das Blut fließt und blendet die Kämpfenden.

In jenem Augenblicke kommt Crillon auf den Kampfplatz.

Ein Verwundeter, den er antrifft, erklärt ihm, um was es sich handle und erzählt dem Chevalier, daß die Leute aufhören würden sich zu schlagen, wenn sie sich nur eine Minute verständigen könnten. Aber der gute Chevalier theilt die Meinung des Verwundeten keineswegs; er findet den Kampf recht angenehm, er kann von einem Erdhügel das Ganze übersehen. Spanier und Liguisten im blutigen Kampf zu sehen, ist ein wahrer Segen des Himmels. Crillon dreht sich schmunzelnd seinen grauen Schnurbart.

Aber die Spanier sind gute Krieger, geübte Soldaten, sie lassen sich nicht ungestraft mißhandeln, sie gewinnen das verlorne Terrain wieder und flüchten sich in die Häuser des nahen Dorfes. Sie verrammeln sich, während ihre besten Schützen die verwegensten Liguisten zu Boden strecken. Crillon weiß es den Spaniern Dank, daß sie die Anhänger der Ligue so großmüthig decimiren.

Die Liguisten weichen zurück; der Augenblick der Erklärung steht nahe bevor, denn sie zählen bereits ihre Verwundeten und Todten, aber das paßt keineswegs in Crillon's Kram.

»Franzosen!« ruft er, »Franzosen von Spaniern geschlagen? Harnidieu!«

Bei diesen Worten stürzte er mitten unter die Kämpfenden.

Dieses furchtbare Harnidieu war nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande berühmt geworden. Crillon stieß diesen Fluch auf eine ganz eigenthümliche Weise und mit

solchem Kraftaufwande aus, daß er überall das Kampfgetümmel beherrschte.

Die Liguisten, über die erlittene Schlappe und noch mehr über den ihnen gemachten Vorwurf ergrimmt, fragten, wer der Unbekannte sey, der sich so unbefugter Weise in den Kampf mengte.

»Harnidieu! ich bin Crillon; kennt Ihr mich denn nicht?«

»Crillon!« wiederholten die Franzosen erstaunt und zugleich erschrocken.

»Wir werden also durch die Truppen des Königs angegriffen?« fragte ein liguistischer Offizier.

»Ihr werdet sogleich angegriffen werden,« sagte Crillon; »der Vortrab folgt mir auf dem Fuße.«

»Durch einen Verrath der Spanier,« sagte der Offizier.

»Ganz richtig.«

»Vorwärts, auf die Spanier!« rufen hundert Stimmen um den Chevalier.

»Vorwärts!« ruft Crillon, dessen blinkendes Schwert die ganze französische Schaar elektrisirte.

Auf seinen Ruf und unter seinem Befehl stürmt die ganze Schaar vorwärts, die Häuser werden erbrochen und in Brand gesteckt, die zurückgeworfenen decimirten Spanier schlagen die Chamade, aber Crillon will von nichts wissen, das Blutbad dauert fort, die rothe spanische Schärpe verschwindet unter den Blutströmen. Vergebens suchen einige Flüchtlinge das weite Feld zu erreichen, man hält sie an und metzelt sie ohne Erbarmen nieder. Crillon antwortete denen, die um Gnade baten:

»Als Ihr Paris verließet, hat Euch der König begna-

digt und fortgeschickt, unter der Bedingung, nicht wieder zu kommen, und Ihr seyd wieder gekommen, es ist eure eigene Schuld.«

Als Alles beendet ist, als nur noch Franzosen auf den Füßen stehen, sehen diese, obgleich über ihren Sieg frohlockend, den Chevalier mit einiger Unruhe an. Crillon wartet auf seinem Pferde bis die Ordnung und Stille wieder hergestellt ist; er ist zufrieden, der Tag war gut, es ist kein Spanier am Leben und mindestens dreißig Liguisten sind gefallen.

»Wißt Ihr jetzt,« sagte er, »was Ihr gethan habt? Ihr habt euren Frieden mit dem wahren Könige unterzeichnet. Gestern hattet Ihr einen falschen König, er war ein Gespenst, den Euch die verrätherischen Spanier geschickt hatten und Ihr waret einfältig und unpatriotisch genug, ihm zu dienen . . . Ihr wollt wissen, was aus ihm geworden ist? er hat sich dem wahren Könige von Frankreich ergeben und heute, vor Tagesanbruch, hat er euer Lager verlassen; er ist auf dem Wege nach Paris, um sich unserm Herrn zu unterwerfen.«

Ein tiefes Schweigen herrschte unter der bestürzten Menge, welche sich der Gnade dieses kühnen Siegers preisgegeben sah. Crillon war so gelassen, als ob er einmalhunderttausend Mann hinter sich hätte.

»Was fürchtet Ihr?« setzte er hinzu; »ich erkläre Euch für frei, geht nach Hause, wenn Ihr es wünscht; ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr nicht verfolgt werden sollt.«

»Aber was soll aus uns werden? unsere ganze Laufbahn ist unterbrochen!«

»Nun, dann kommt mit mir nach Paris; Ihr habt Euch brav gehalten und werdet als brave Soldaten behandelt werden. Braucht Ihr Geld, so gebe ich es Euch, wünscht Ihr vorzurücken, so verspreche ich Euch höhere Chargen. Ich glaube das sey besser, als für Meuchler und Verräther gehalten zu werden und am Hungertuch zu nagen. Euer Anführer hat Euch verlassen, die Spanier haben Euch hinter's Licht geführt, ein wahrer Franzose ruft Euch, folgt Crillon. Harnibieu! Ihr müßt wissen, was sein Wort werth ist!«

Die Zuhörer sahen einander fragend und verstohlen an. Plötzlich riefen sie, als ob ein und derselbe Gedanke alle Köpfe durchzuckt hätte:

»Nieder mit den Spaniern! Es lebe Frankreich!«

Und »es lebe der König!« setzte Crillon hinzu.

»Es lebe der König!« wiederholten die Neubekehrten.

Crillon sah wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren war. Er ließ sogleich abmarschiren, versammelte die Offiziere um sich, schmeichelte ihnen und versprach Ihnen was sie wollten. Die große Menge überließ er sich selbst, denn er war wohl überzeugt, daß der Leib immer dem Kopfe folgt.

Diese Schaar von Offizieren wurde mit einer solchen Schnelligkeit fortgezogen und Crillon war unterwegs so zuvorkommend gegen sie, er zeigte auf diesem Marsche so viel Ordnung und Gewandtheit, er wußte sie überall mit so zuverlässigen Truppen zu umgeben, daß er in unglaublich kurzer Zeit mit der sogenannten Armee Carls X. in Paris einzog.

Crillon stellte diese Truppe in der Vorstadt Saint-Martin in Schlachtordnung auf und gab ihr ein möglichst vortheilhaftes Ansehen; er stellte sich mit unwiderstehlicher Heiterkeit an ihre Spitze, führte diese, acht Tage zuvor dro-

henden Liguisten zum Louvre und sagte zu Heinrich IV., der kaum seinen Augen trauen mochte:

»Sire, ich führe Ew. Majestät ein Regiment Freiwilliger vor, welche in der Champagne die spanische Besatzung niedergemacht haben; sie möchten wissen, was aus einem gewissen La Ramée geworden ist, der sich für einen Valois ausgab und drüben einen Aufstand organisirte.«

»Er sitzt im Gefängniß,« sagte der König lächelnd; »es wird ihm in diesem Augenblicke der Prozeß gemacht.«

Ende des sechsten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.